Ueber das Verhältniß
der bildenden Künste
zu der Natur.

Von

F. W. J. Schelling.

Jon.

Schauspiel von A. W. Schlegel.

LESEVEREIN
IN
[illegible]

Wien, 1825.
Gedruckt und verlegt bey Chr. Fr. Schade.

Ueber das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur.

Von

F. W. J. Schelling.

Festliche Tage, wie der heutige *), der, mit dem Nahmen des Königes bezeichnet, durch ein erhabnes Losungswort alles einstimmig zu frohen Empfindungen aufruft, scheinen von selbst, da wo nur Wort und Rede sie feyern kann, auf Betrachtungen zu leiten, die, an das Allgemeinste und Würdigste erinnernd, die Zuhörer in geistiger Theilnehmung eben so verbinden, wie sie im vaterländischen Gefühle des Tages vereiniget sind. Denn was danken wir auch den Herrschern der Erde Höheres, als daß sie den ruhigen Genuß alles Trefflichen und Schönen uns verleihen und erhalten? So daß wir ihrer Wohlthaten nicht gedenken, noch das öffentliche Glück betrachten können, ohne unmittelbar auf das Allgemeinmenschliche geführt zu werden. Durch einmüthigere Lust wäre ein solches Fest wohl kaum zu verherrlichen, als wenn an ihm ein wahrhaftes und großes Werk bildender Kunst enthüllt und der Anschauung frey gegeben würde; nicht minder vereinigend, angemessen zugleich diesem den Wissenschaf-

*) der 12. October, als Nahmensfest des Königs von Bayern, zur Feyer dessen diese Rede in der öffentlichen Versammlung der königl. Academie der Wissenschaften zu München gehalten wurde.

ten allein geweihten Ort schiene der Versuch, das Kunstwerk überhaupt, seinem Wesen nach zu enthüllen und vor dem geistigen Auge gleichsam entstehen zu lassen.

Wie viel ist seit langer Zeit über Kunst empfunden, gedacht, geurtheilt worden! Wie könnte daher die Rede hoffen, in einer so würdigen Versammlung der erleuchtetsten Kenner und einsichtsvollsten Beurtheiler dem Gegenstande neue Reize zu geben, verschmähte dieser nicht fremden Schmuck und dürfte nicht vielmehr jene auf einen Theil der allgemeinen Gunst und Empfänglichkeit, deren sich dieser erfreut, für sich Rechnung machen! Denn andere Gegenstände müssen durch Beredsamkeit gehoben, oder, wenn sie etwas Ueberschwengliches an sich haben, durch die Darstellung glaublich gemacht werden. Die Kunst aber hat diesen Vortheil voraus, daß sie sichtbar gegeben ist, und daß Zweifeln, die sonst gegen Behauptungen einer über das gemeine Maß erhabnen Vollkommenheit laut werden, die Ausführung begegnet, indem das, was in der Idee nicht begriffen worden wäre, in dieser Region als verkörpert vor die Augen tritt. Dann kommt der Rede auch diese Betrachtung zu statten, daß die vielen Lehren, die über diesen Gegenstand sich gebildet, doch noch immer viel zu wenig auf die Urquelle der Kunst zurückgegangen sind. Denn die meisten Künstler, ob sie gleich alle die Natur nachahmen sollen, erlangen doch selten einen Begriff, was das Wesen der Natur ist. Kenner aber und Denker finden, der größeren Unzugänglichkeit der Natur wegen, meistens bequemer, ihre Theorien mehr aus der Betrachtung der Seele, als aus einer Wissen-

schaft der Natur herzuleiten. Solche Lehren sind aber gewöhnlich viel zu flach: sie sagen wohl im Allgemeinen manches Gute und Wahre über die Kunst, sind aber doch für den bildenden Künstler selbst unwirksam, für die Ausübung völlig unfruchtbar.

Denn es soll die bildende Kunst, nach dem ältesten Ausdruck, eine stumme Dichtkunst seyn. Der Erfinder dieser Erklärung wollte damit ohne Zweifel dieses sagen: sie soll, gleich jener, geistige Gedanken, Begriffe, deren Ursprung die Seele ist, aber nicht durch die Sprache, sondern wie die schweigende Natur durch Gestalt, durch Form, durch sinnliche, von ihr unabhängige Werke ausdrücken. Die bildende Kunst steht also offenbar als ein thätiges Band zwischen der Seele und der Natur, und kann nur in der lebendigen Mitte zwischen beyden erfaßt werden. Ja, da sie das Verhältniß zu der Seele mit jeder andern Kunst und nahmentlich der Poesie gemein hat, so bleibt die, wodurch sie mit der Natur verbunden und eine dieser ähnliche hervorbringende Kraft seyn soll, als die ihr allein eigenthümliche zurück: nur auf diese kann also auch eine Theorie sich beziehen, die für den Verstand befriedigend, für die Kunst selbst fördernd und ersprießlich seyn soll.

Wir hoffen daher, indem wir die bildende Kunst im Verhältniß zu ihrem wahrhaften Vorbild und Urquell der Natur betrachten, einiges noch nicht Erkannte zu ihrer Theorie beytragen zu können, einige genauere Bestimmungen oder Aufhellungen von Begriffen zu geben; vornehmlich aber den Zusammenhang des ganzen Gebäudes der Kunst in dem Licht einer höheren Nothwendigkeit erscheinen zu lassen.

Aber hat denn die Wissenschaft dieses Verhältniß nicht von jeher erkannt? ist nicht sogar alle Theorie neuerer Zeit von dem bestimmten Grundsatz ausgegangen, daß die Kunst die Nachahmerinn der Natur seyn solle? Wohl war dem so: aber was sollte dieser weite allgemeine Grundsatz dem Künstler frommen bey der Vieldeutigkeit des Begriffs der Natur und da es von dieser fast so viele Vorstellungen als verschiedene Lebensweisen gibt. Ist sie doch dem einen nichts mehr, als das todte Aggregat einer unbestimmbaren Menge von Gegenständen, oder der Raum, in den er sich die Dinge wie in ein Behältniß gestellt denkt; dem andern nur der Boden, von dem er seine Nahrung und Unterhalt zieht: dem begeisterten Forscher allein die heilige, ewig schaffende Urkraft der Welt, die alle Dinge aus sich selbst erzeugt und werkthätig hervorbringt. Eine hohe Bedeutung hatte jener Grundsatz wohl, wenn er die Kunst dieser schaffenden Kraft nacheifern lehrte: aber in welchem Sinne er gemeynt war, kann kaum zweifelhaft seyn, wenn man den allgemeinen Zustand der Wissenschaft in der Zeit seiner ersten Entstehung kennt. Sonderbar genug, wenn eben die, welche alles Leben der Natur verläugnet, es in der Kunst zur Nachahmung aufstellen! Ihnen konnten die Worte des tiefsinnigen Mannes gelten: Eure lügnerische Philosophie hat die Natur aus dem Wege geräumt, und warum fodert ihr, daß wir sie nachahmen? damit ihr das Vergnügen erneuern könnt, an den Schülern der Natur dieselbe Gewaltthat auszuüben? 1)

Nicht bloß ein stummes, ein völlig todtes Bild war ihnen die Natur, dem auch innerlich kein lebendiges Wort eingeboren war: ein hohles Gerüste

von Formen, von dem ein eben so hohles Bild auf die Leinwand übergetragen oder in Stein ausgehauen werden sollte. Dies war die rechte Lehre jener älteren roheren Völker, die, da sie in der Natur nichts Göttliches sahen, Götzen aus ihr hervorholten; indeß den sinnbegabten Hellenen, welche überall die Spur lebendig wirkenden Wesens fühlten, aus der Natur wahrhafte Götter entstanden.

Und sollte denn der Schüler der Natur alles in ihr ohne Unterschied und von jedem jedes nachahmen? Nur schöne Gegenstände und auch von diesen nur das Schöne und Vollkommne soll er wiedergeben. So wurde der Grundsatz näher bestimmt, aber eben damit behauptet: in der Natur sey das Vollkommne mit Unvollkommnem gemischt, das Schöne mit Unschönem. Wie sollte nun der, dem zu der Natur kein andres Verhältniß als das dienstbarer Nachahmung zukam, das eine von dem andern unterscheiden? Die Art der Nachahmer ist, daß sie die Fehler ihres Urbildes eher und leichter als seine Vorzüge sich aneignen, weil jene faßlichere Handhaben und Merkzeichen darbieten; und so sehen wir auch, daß von Nachahmern der Natur in diesem Sinn das Häßliche öfter und selbst mit mehr Liebe nachgeahmt worden ist, als das Schöne. Wenn wir die Dinge nicht auf das Wesen in ihnen ansehen, sondern auf die leere, abgezogne Form, so sagen sie auch unserm Innern nichts; unser eignes Gemüth, unsern eignen Geist müssen wir daransetzen, daß sie uns antworten. Was ist aber die Vollkommenheit jedes Dings? Nichts anders, denn das schaffende Leben in ihm, seine Kraft dazuseyn. Nie also wird dem, welchem die Natur überhaupt als Todtes vor-

schwebt, jener tiefe dem chemischen ähnliche Proceß gelingen, wodurch, wie im Feuer geläutert, das reine Gold der Schönheit und Wahrheit hervorgeht.

Nichts geändert in der Hauptansicht dieses Verhältnisses wurde auch da, als man anfing, das Ungenügende jenes Grundsatzes allgemeiner zu empfinden. Nichts selbst durch die herrliche Stiftung neuer Lehre und Erkenntniß durch Johann Winkelmann. Zwar er setzte die Seele in der Kunst in ihre ganze Wirksamkeit wieder ein, und erhob sie von der unwürdigen Abhängigkeit in das Reich geistiger Freyheit. Lebhaft bewegt durch die Schönheit der Formen in den Bildungen des Alterthums lehrte er, daß Hervorbringung idealischer und über die Wirklichkeit erhabner Natur sammt dem Ausdruck geistiger Begriffe die höchste Absicht der Kunst sey.

Untersuchen wir aber, in welchem Sinne von dem größten Theil jenes Uebertreffen der Wirklichkeit durch die Kunst verstanden worden: so findet sich, daß auch mit dieser Lehre die Ansicht der Natur als bloßen Products, der Dinge als eines leblosen Vorhandenen fortbestand, und die Idee einer lebendigen, schaffenden Natur dadurch keineswegs geweckt wurde. So konnten denn auch jene idealischen Formen durch keine positive Erkenntniß ihres Wesens belebt seyn; und waren die der Wirklichkeit todt für den todten Betrachter, so waren es jene nicht minder; war von den letzten keine selbstthätige Hervorbringung möglich, so auch nicht von den ersten. Der Gegenstand der Nachahmung wurde verändert, die Nachahmung blieb. An die Stelle der Natur traten die hohen Werke des Alterthums, von denen die Schüler die äußere Form abzunehmen sich

befleißigten, doch ohne den Geist, der sie erfüllet. Jene sind aber eben so unnahbar, ja sie sind unnahbarer als die Werke der Natur, sie lassen dich kälter noch als jene, wenn du nicht das geistige Auge hinzubringst, die Hülle zu durchdringen, und die wirkende Kraft in ihnen zu empfinden.

Von der andern Seite erhielten zwar die Künstler seit dieser Zeit einen gewissen idealischen Schwung und Vorstellungen einer über die Materie erhabnen Schönheit, aber diese Vorstellungen waren wie schöne Worte, denen die Thaten nicht entsprechen. Hatte früherer Kunstgebrauch Körper ohne Seele erzeugt, so lehrte diese Ansicht nur das Geheimniß der Seele, aber nicht das des Körpers. Die Theorie war, wie es zu geschehen pflegt, mit einem raschen Schritte auf die entgegengesetzte Seite hinübergetreten, aber die lebendige Mitte hatte sie noch nicht gefunden.

Wer kann sagen, daß Winkelmann die höchste Schönheit nicht erkannt? Aber sie erschien bey ihm nur in ihren getrennten Elementen, auf der einen Seite als Schönheit, die im Begriff ist und aus der Seele fließt, auf der andern als die Schönheit der Formen. Welches thätig wirksame Band bindet nun aber beyde zusammen, oder durch welche Kraft wird die Seele sammt dem Leib, zumal und wie mit Einem Hauche, geschaffen? Liegt dieses nicht im Vermögen der Kunst, wie der Natur, so vermag sie überhaupt nichts zu schaffen. Dieses lebendige Mittelglied bestimmte Winkelmann nicht; er lehrte nicht, wie die Formen von dem Begriff aus erzeugt werden können. So ging die Kunst zu jener Methode über, die wir die rückschreitende nennen möchten

weil sie von der Form zu dem Wesen strebt. Aber so wird das Unbedingte nicht erreicht: durch bloße Steigerung des Bedingten wird es nicht gefunden. Darum zeigen solche Werke, die ihren Anfang von der Form genommen haben, bey aller Bildung von Seiten der letzten als Merkmal ihres Ursprungs eine unausfüllbare Leere an eben der Stelle, wo wir das Vollendende, Wesentliche, Letzte erwarten. Das Wunder, wodurch das Bedingte zum Unbedingten gehoben, das Menschliche ein Göttliches werden sollte, bleibt aus; der magische Kreis ist gezogen, aber der Geist, der sich in ihm fassen sollte, erscheint nicht, unfolgsam dem Rufe dessen, der eine Schöpfung durch die bloße Form für möglich hielt.

Ferne sey es von uns, hiemit den Geist des vollendeten Mannes selbst tadeln zu wollen, dessen ewige Lehre und Offenbarung des Schönen mehr die veranlassende als die bewirkende Ursache dieser Richtung der Kunst wurde! Heilig wie das Gedächtniß allgemeiner Wohlthäter bleibe uns sein Andenken! Er stand in erhabener Einsamkeit, wie ein Gebirg durch seine ganze Zeit: kein antwortender Laut, keine Lebensregung, kein Pulsschlag im ganzen weiten Reiche der Wissenschaft, der seinem Streben entgegenkam [2]). Als seine wahren Genossen kamen, da eben wurde der Treffliche dahingerafft. Und dennoch hat er so Großes gewirkt! Er gehört durch Sinn und Geist nicht seiner Zeit, sondern entweder dem Alterthum an, oder der Zeit, deren Schöpfer er wurde, der gegenwärtigen. Er gab durch seine Lehre die erste Grundlage jenem allgemeinen Gebäude der Erkenntniß und Wissen

schaft des Alterthums, das spätere Zeiten aufzuführen begonnen haben. Ihm zuerst ward der Gedanke, die Werke der Kunst nach der Weise und den Gesetzen ewiger Naturwerke zu betrachten, da vor und nach ihm alles andere Menschliche als Werk gesetzloser Willkür angesehen und dem gemäß behandelt wurde. Sein Geist war unter uns wie eine von sanften Himmelsstrichen herwehende Luft, die den Kunsthimmel der Vorzeit uns entwölkte, und die Ursache ist, daß wir jetzt mit klarem Aug und durch keine Umnebelung verhindert die Sterne desselben erblicken. Wie hat er die Leere seiner Zeit empfunden! Ja, hätten wir keinen andern Grund, als sein ewiges Gefühl der Freundschaft und die unauslöschliche Sehnsucht ihres Genusses, so wäre diese Rechtfertigung genug für das Wort der Bekräftigung geistiger Liebe gegen den Vollendeten, den Mann classischen Lebens und classischen Wirkens. Und hat er außer jener noch eine andere Sehnsucht empfunden, die ihm nicht gestillt wurde, so ist es die nach innigerer Erkenntniß der Natur. Er selbst äußert in den letzten Lebensjahren wiederholt vertrauten Freunden, seine letzten Betrachtungen würden von der Kunst auf die Natur gehen [3]: gleichsam vorempfindend den Mangel und daß ihm fehlte, die höchste Schönheit, die er in Gott fand, auch in der Harmonie des Weltalls zu erblicken.

Die Natur tritt uns überall zuerst in mehr oder weniger harter Form und Verschlossenheit entgegen. Sie ist wie die ernsthafte und stille Schönheit, die nicht durch schreyende Zeichen die Aufmerksamkeit reitzt, nicht das gemeine Auge anzieht. Wie können wir jene scheinbar harte Form geistig gleichsam

schmelzen, daß die lautre Kraft der Dinge mit der Kraft unseres Geistes zusammenfließt, und aus beyden nur Ein Guß wird? Wir müssen über die Form hinausgehen, um sie selbst verständlich, lebendig und als wahrhaft empfundene wiederzugewinnen. Betrachtet die schönsten Formen, was bleibt übrig, wenn ihr das wirkende Princip aus ihnen hinweggedacht habt? Nichts als lauter unwesentliche Eigenschaften, dergleichen Ausdehnung und räumliches Verhältniß sind. Daß ein Theil der Materie neben und außer dem andern ist, trägt dies irgend etwas zu seiner innern Wesenheit bey, oder trägt es vielmehr gar nichts bey? Offenbar das letzte. Nicht das Nebeneinanderseyn macht die Form, sondern die Art desselben: diese aber kann nur durch eine positive, dem Außereinander vielmehr entgegenwirkende Kraft bestimmt seyn, welche die Mannigfaltigkeit der Theile der Einheit eines Begriffs unterwirft, von der Kraft an, die im Krystall wirkt, bis zu der, welche wie ein sanfter magnetischer Strom in menschlichen Bildungen den Theilen der Materie eine solche Stellung und Lage unter einander gibt, durch welche der Begriff, die wesentliche Einheit und Schönheit sichtbar werden kann.

Aber nicht bloß als thätiges Princip überhaupt, als Geist und werkthätige Wissenschaft muß uns das Wesen in der Form erscheinen, damit wir es lebendig fassen. Kann doch alle Einheit nur geistiger Art und Abkunft seyn, und wohin trachtet alle Erforschung der Natur, wenn nicht dahin, selbst Wissenschaft in ihr zu finden? Denn das, worin kein Verstand wäre, könnte auch nicht Vorwurf

des Verstandes seyn, das Erkenntnißlose selbst nicht erkannt werden. Die Wissenschaft, durch welche die Natur wirkt, ist freylich keine der menschlichen gleiche, die mit der Reflexion ihrer selbst verknüpft wäre: in ihr ist der Begriff nicht von der That, noch der Entwurf von der Ausführung verschieden. Darum trachtet die rohe Materie gleichsam blind nach regelmäßiger Gestalt, und nimmt unwissend rein stereometrische Formen an, die doch wohl dem Reich der Begriffe angehören, und etwas Geistiges sind im Materiellen. Den Gestirnen ist die erhabenste Zahl und Meßkunst lebendig eingeboren, die sie, ohne einen Begriff derselben, in ihren Bewegungen ausüben. Deutlicher, obwohl ihnen selbst unfaßlich, erscheint die lebendige Erkenntniß in den Thieren, welche wir darum, wandeln sie gleich besinnungslos dahin, unzählige Wirkungen vollbringen sehen, die viel herrlicher sind, als sie selbst: den Vogel, der von Musik berauscht in seelenvollen Tönen sich selbst übertrifft, das kleine Kunstbegabte Geschöpf, das ohne Uebung und Unterricht leichte Werke der Architectur vollbringt, alle aber geleitet von einem übermächtigen Geist, der schon in einzelnen Blitzen von Erkenntniß leuchtet, aber noch nirgends als die volle Sonne, wie im Menschen, hervortritt.

Diese werkthätige Wissenschaft ist in Natur und Kunst das Band zwischen Begriff und Form, zwischen Leib und Seele. Jedem Ding stehet ein ewiger Begriff vor, der in dem unendlichen Verstande entworfen ist: aber wodurch gehet dieser Begriff in die Wirklichkeit und die Verkörperung über? Allein durch die schaffende Wissenschaft, welche mit dem

unendlichen Verstande eben so nothwendig verbunden ist, wie in dem Künstler das Wesen, welches die Idee unsinnlicher Schönheit faßt, mit dem, welches sie versinnlicht darstellt. Ist derjenige Künstler glücklich zu nennen und vor allen lobenswerth, dem die Götter diesen schaffenden Geist verliehen haben, so wird das Kunstwerk in dem Maße trefflich erscheinen, in welchem es uns diese unverfälschte Kraft der Schöpfung und Wirksamkeit der Natur wie in einem Umrisse zeigt.

Schon längst ist eingesehen worden, daß in der Kunst nicht alles mit dem Bewußtseyn ausgerichtet wird, daß mit der bewußten Thätigkeit eine bewußtlose Kraft sich verbinden muß, und daß die vollkommne Einigkeit und gegenseitige Durchdringung dieser beyden das Höchste der Kunst erzeugt. Werke, denen dies Siegel bewußtloser Wissenschaft fehlt, werden durch den fühlbaren Mangel an selbstständigem von dem Hervorbringenden unabhängigem Leben erkannt, da im Gegentheil, wo diese wirkt, die Kunst ihrem Werk mit der höchsten Klarheit des Verstandes zugleich jene unergründliche Realität ertheilt, durch die es einem Naturwerk ähnlich erscheint.

Die Lage des Künstlers gegen die Natur sollte oft durch den Ausspruch klar gemacht werden, daß die Kunst um dies zu seyn sich erst von der Natur entfernen müsse, und nur in der letzten Vollendung zu ihr zurückkehre. Der wahre Sinn desselben scheint uns kein andrer seyn zu können, als folgender. In allen Naturwesen zeigt sich der lebendige Begriff nur blind wirksam: wäre er es auf dieselbe Weise im Künstler, so würde er sich von der Natur

überhaupt nicht unterscheiden. Wollte er sich aber mit Bewußtseyn dem Wirklichen ganz unterordnen, und das Vorhandene mit knechtischer Treue wiedergeben: so würde er wohl Larven hervorbringen, aber keine Kunstwerke. Er muß sich also vom Product oder vom Geschöpf entfernen, aber nur um sich zu der schaffenden Kraft zu erheben, und diese geistig zu ergreifen. Hiedurch schwingt er sich in das Reich reiner Begriffe; er verläßt das Geschöpf, um es mit tausendfältigem Wucher wiederzugewinnen, und in diesem Sinn allerdings zur Natur zurückzukehren. Jenem im Innern der Dinge wirksamen durch Form und Gestalt nur wie durch Sinnbilder redenden Naturgeist soll der Künstler allerdings nacheifern, und nur insofern er diesen lebendig nachahmend ergreift, hat er selbst etwas Wahrhaftes erschaffen. Denn Werke, die aus einer Zusammensetzung auch übrigens schöner Formen entstünden, wären doch ohne alle Schönheit, indem das, wodurch nun eigentlich das Werk oder das Ganze schön ist, nicht mehr Form seyn kann. Es ist über die Form, ist Wesen, Allgemeines, ist Blick und Ausdruck des inwohnenden Naturgeistes.

Kaum zweifelhaft kann es nun seyn, was von dem so durchgängig gefoderten und so genannten Idealisiren der Natur in der Kunst zu halten sey. Diese Foderung scheint aus einer Denkart zu entspringen, nach welcher nicht die Wahrheit, Schönheit, Güte, sondern das Gegentheil von dem allen das Wirkliche ist. Wäre das Wirkliche der Wahrheit und Schönheit in der That entgegengesetzt: so müßte es der Künstler nicht erheben oder idealisiren, er müßte es aufheben und vernichten, um et-

was Wahres und Schönes zu erschaffen. Wie sollte aber irgend etwas außer dem Wahren wirklich seyn können, und was ist Schönheit, wenn sie nicht das volle mangellose Seyn ist? Welche höhere Absicht könnte demnach auch die Kunst haben, als das in der Natur in der That Seyende darzustellen? oder wie sich vornehmen, die sogenannt wirkliche Natur zu übertreffen, da sie doch stets unter dieser zurückbleiben müßte? Denn gibt sie etwa ihren Werken das sinnlich-wirkliche Leben? Diese Bildsäule athmet nicht, wird von keinem Pulsschlag bewegt, von keinem Blute erwärmt. Beydes aber, jenes angebliche Uebertreffen und dieses scheinbare Zurückbleiben, zeigt sich als Folge Eines und desselben Princips, sobald wir nur die Absicht der Kunst in die Darstellung des wahrhaft Seyenden setzen. Nur auf der Oberfläche sind ihre Werke scheinbar belebt: in der Natur scheint das Leben tiefer zu dringen, und sich ganz mit dem Stoff zu vermählen. Belehrt uns aber nicht von der Unwesentlichkeit dieser Verbindung und daß sie keine innige Verschmelzung sey, der beständige Wechsel der Materie und das allgemeine Loos endlicher Auflösung? Die Kunst stellt also in der bloß oberflächlichen Belebung ihrer Werke in der That nur das Nichtseyende, als Nichtseyend dar. Wie kommt es, daß jedem einigermaßen gebildeten Sinn die bis zur Täuschung getriebenen Nachahmungen des sogenannt Wirklichen als im höchsten Grade unwahr erscheinen, ja den Eindruck von Gespenstern machen, indeß ein Werk, in dem der Begriff herrschend ist, ihn mit der vollen Kraft der Wahrheit ergreift, ja ihn erst in die echt wirkliche Welt versetzt? wo-

her kommt es, wenn nicht aus dem mehr oder weniger dunkeln Gefühl, welches ihm sagt, daß der Begriff das allein Lebendige in den Dingen ist, alles andere aber wesenlos und eitler Schatten? Aus demselben Grundsatz erklären sich alle entgegengesetzte Fälle, welche als Beyspiele der Uebertreffung der Natur durch die Kunst angeführt werden. Wenn sie den schnellen Lauf menschlicher Jahre anhält, wenn sie die Kraft entwickelter Männlichkeit mit dem sanften Reiz früher Jugend verbindet, oder eine Mutter erwachsener Söhne und Töchter in dem vollen Bestand kräftiger Schönheit zeigt: was thut sie anders, als daß sie aufhebt, was unwesentlich ist, die Zeit? Hat nach der Bemerkung des trefflichen Kenners ein jedes Gewächs der Natur nur einen Augenblick der wahren vollendeten Schönheit: so dürfen wir sagen, daß es auch nur Einen Augenblick des vollen Daseyns habe. In diesem Augenblick ist es, was es in der ganzen Ewigkeit ist: außer diesem kommt ihm nur ein Werden und ein Vergehen zu. Die Kunst, indem sie das Wesen in jenem Augenblick darstellt, hebt es aus der Zeit heraus: sie läßt es in seinem reinen Seyn, in der Ewigkeit seines Lebens erscheinen.

Nachdem einmal aus der Form alles Positive und Wesentliche hinweggedacht war, so mußte sie als beschränkend und gleichsam feindselig gegen das Wesen erscheinen, und dieselbe Theorie, welche das falsch und unkräftig Idealische hervorgerufen hatte, nothwendig zugleich auf das Formlose in der Kunst hinwirken. Allerdings müßte die Form beschränkend für das Wesen seyn, wäre sie unabhängig von ihm

vorhanden. Ist sie aber mit und durch das Wesen, wie könnte sich dieses beschränkt fühlen durch das, was es selbst erschafft? Wohl möchte ihm Gewalt geschehen, durch die Form, die ihm aufgedrungen würde, nimmer aber durch die, welche aus ihm selbst fließt. Vielmehr muß es in dieser befriedigt ruhen, und sein Daseyn als ein selbstständiges in sich abgeschlossnes empfinden. Die Bestimmtheit der Form ist in der Natur nie eine Verneinung, sondern stets eine Bejahung. Gemeinhin denkst du die Gestalt eines Körpers als eine Einschränkung, welche er leidet; sähest du aber die schaffende Kraft an, so würde sie dir einleuchten, als ein Maß, daß diese sich selbst auferlegt, und in dem sie als eine wahrhaft sinnige Kraft erscheint. Denn überall wird das Vermögen eigener Maßgebung als eine Trefflichkeit, ja als eine der höchsten angesehen. Auf ähnliche Weise betrachten die Meisten das Einzelne verneinend, nähmlich als das, was nicht das Ganze oder Alles ist: es bestehet aber kein Einzelnes durch seine Begränzung, sondern durch die ihm einwohnende Kraft, mit der es sich als ein eignes Ganzes dem Ganzen gegenüber behauptet.

Da diese Kraft der Einzelheit und also auch der Individualität sich als lebendiger Charakter darstellt, so hat der verneinende Begriff derselben nothwendig die ungenügende und falsche Ansicht des Charakteristischen in der Kunst zu Folge. Todt und von unerträglicher Härte wäre die Kunst, welche die leere Schale oder Begränzung des Individuellen darstellen wollte. Wir verlangen allerdings nicht das Individuum, wir verlangen mehr zu sehen,

den lebendigen Begriff desselben. Wenn aber der Künstler Blick und Wesen der in ihm schaffenden Idea erkannt, und diese heraushebt, bildet er das Individuum zu einer Welt für sich, einer Gattung, einem ewigen Urbild! und wer das Wesen ergriffen, darf auch die Härte und Strenge nicht fürchten, denn sie ist die Bedingung des Lebens. Die Natur, welche in ihrer Vollendung als die höchste Milde erscheint, sehen wir in allem Einzelnen auf Bestimmtheit, ja zuerst und vor allem andern auf Härte, auf Verschlossenheit des Lebens hinwirken. Wie die ganze Schöpfung ein Werk der höchsten Entäußerung ist, so muß der Künstler zuerst sich selbst verläugnen, und ins Einzelne hinabsteigen, die Abgeschiedenheit nicht scheuend, noch den Schmerz ja die Pein der Form. Von ihren ersten Werken an ist die Natur durchaus charakteristisch; die Kraft des Feuers, den Blitz des Lichtes verschließt sie in harten Stein, die holde See'e des Klangs in strenges Metall; selbst an der Schwelle des Lebens und schon auf organische Gestalt sinnend, sinkt sie von der Kraft der Form überwältiget in Versteinerung zurück. Das Leben der Pflanze bestehet in stiller Empfänglichkeit, aber in welchen genauen und strengen Umriß ist dies duldende Leben eingeschlossen? Im Thierreich scheint erst der Streit zwischen Leben und Form recht zu beginnen: ihre ersten Werke birgt sie in harte Schalen, und wo diese abgelegt werden, schließt sich die belebte Welt durch den Kunsttrieb wieder an das Reich der Krystallisation an. Endlich tritt sie kecker und freyer hervor, und es zeigen sich thätige lebendige Charaktere, die ganze Gattungen hindurch dieselben sind. Die Kunst kann zwar

nicht so tief anfangen, wie die Natur. Ist Schönheit gleich überall verbreitet, so gibt es doch verschiedene Grade der Erscheinung und Entfaltung des Wesens und damit der Schönheit; die Kunst aber verlangt eine gewisse Fülle derselben, und möchte nicht den einzelnen Klang oder Ton, noch selbst den abgesonderten Accord, sondern die vollstimmige Melodie der Schönheit zugleich anschlagen. Sie greift darum am liebsten unmittelbar nach dem Höchsten und Entfaltetsten, der menschlichen Gestalt. Denn da ihr das unermeßliche Ganze zu umfassen nicht vergönnt ist, und in allen andern Geschöpfen nur einzelne Fulgurationen, im Menschen allein das ganze volle Seyn ohne Abbruch erscheinet: so ist ihr nicht nur verstattet, sondern sie ist aufgefodert, die gesammte Natur nur im Menschen zu sehen. Gerade darum aber, weil diese hier alles in Einem Puncte versammelt, wiederholt sie auch ihre ganze Mannigfaltigkeit und legt denselben Weg, den sie in ihrem weiten Umfange durchlaufen hatte, zum zweytenmal in einem engeren zurück. Hier also entsteht die Foderung an den Künstler, erst im Begränzten treu und wahr zu seyn, um im Ganzen vollendet und schön zu erscheinen. Hier gilt es mit dem schaffenden Naturgeist, der auch in der Menschenwelt Charakter und Gepräge in unergründlicher Mannigfaltigkeit austheilt, zu ringen, nicht in schlaffem und weichlichem, sondern in starkem und muthigem Kampf. Anhaltende Uebung der Erkenntniß desjenigen, wodurch das Eigenthümliche der Dinge ein Positives ist, muß ihn vor Leerheit, Weichheit innerer Nichtigkeit bewahren. eh' er es wagen darf durch immer höhere Verbindung und endliche Ver-

schmelzung mannigfaltiger Formen die äußerste Schönheit in Bildungen von höchster Einfalt bey unendlichem Inhalt erreichen zu wollen.

Nur durch die Vollendung der Form kann die Form vernichtet werden, und dieses ist allerdings im Charakteristischen das letzte Ziel der Kunst. Wie aber die scheinbare Uebereinstimmung, zu der gehaltlose Seelen leichter als andere gelangen, innerlich dennoch nichtig ist: so verhält es sich in der Kunst mit der schnell erlangten äußern Harmonie ohne die Fülle des Inhaltes, und hat Lehre und Unterricht der geistlosen Nachahmung schöner Formen entgegenzuwirken, so vornählich auch der Neigung zu einer verzärtelten charakterlosen Kunst, die sich zwar höhere Nahmen gibt, aber damit nur ihr Unvermögen, die Grundbedingungen zu erfüllen, bedeckt.

Jene erhabene Schönheit, wo die Fülle der Form die Form selbst aufhebt, wurde von der neueren Kunstlehre nach Winkelmann nicht nur als höchstes, sondern als einziges Maß angenommen. Weil man aber den tiefen Grund, auf dem sie ruht, übersehen: so geschah es, daß sogar von dem Inbegriff alles Bejahenden ein verneinender Begriff gefaßt wurde. Winkelmann vergleichet die Schönheit mit dem Wasser, das, aus dem Schooß der Quelle geschöpft, je weniger Geschmack es hat, desto gesunder geachtet wird. Es ist wahr, daß die höchste Schönheit charakterlos ist; aber sie ist es, wie wir auch sagen, daß das Weltall keine bestimmte Abmessung, weder Länge, noch Breite, noch Tiefe habe, weil es alle in gleicher Unendlichkeit enthält, oder daß die Kunst der schöpferischen Natur formlos sey, weil sie selbst keiner Form unterworfen ist. In diesem und keinem

andern Verstande können wir sagen, daß die Hellenische Kunst in ihrer höchsten Bildung sich zur Charakterlosen erhebe. Aber nicht unmittelbar strebte sie nach diesem. Aus den Banden der Natur wand sie sich erst zu göttlicher Freyheit empor. Kein leicht hingesätes Korn, nur ein tiefverschloßner Kern konnte es seyn, aus dem dies Heldengewächs entsproß. Nur mächtige Bewegungen des Gefühls, nur tiefe Erschütterung der Phantasie durch den Eindruck allbelebender, allwaltender Naturkräfte konnten der Kunst die unbezwingliche Kraft einprägen, mit der sie von dem starren, verschloßnen Ernst der Bildungen früher Zeiten bis zu den Werken überfließender sinnlicher Anmuth stets der Wahrheit getreu blieb, und die höchste Realität geistig erzeugte, welche Sterblichen zu schauen vergönnt ist. Wie ihre Tragödie mit dem größten Charakter im Sittlichen beginnt, so war der Anfang ihrer Plastik der Ernst der Natur, und die strenge Göttinn Athens die erste und einzige Muse bildender Kunst. Diese Epoche wird bezeichnet durch denjenigen Styl, welchen Winkelmann als den noch herben und strengen schildert, aus dem sich der nächste oder hohe Styl nur durch die Steigerung des Charakteristischen zum Erhabnen und zur Einfalt entwickeln konnte. In den Bildern der vollkommensten oder göttlichen Naturen mußte nähmlich nicht nur die Fülle von Formen, deren die menschliche Natur überhaupt fähig ist, vereinigt werden: die Vereinigung mußte auch von der Art seyn, wie wir sie uns im Weltall selbst gedenken können, daß nähmlich die niedrigern oder die auf geringere Eigenschaften sich beziehenden unter höhere, alle zuletzt unter Eine höchste aufgenommen wurden,

in der sie sich zwar als besondre gegenseitig auslöschten, dem Wesen und der Kraft nach aber bestanden. Wenn wir daher diese hohe und selbstgenügsame Schönheit nicht charakteristisch nennen können, inwiefern dabey an Beschränkung oder Bedingtheit der Erscheinung gedacht wird: so wirkte in ihr das Charakteristische dennoch auch ununterscheidbar fort, wie im Krystall, ist er gleich durchsichtig, die Textur nichtsdestoweniger besteht: jedes charakteristische Element wiegt, wenn auch noch so sanft mit, und hülft die erhabene Gleichgültigkeit der Schönheit bewirken.

Die äußere Seite oder Basis aller Schönheit ist die Schönheit der Form. Da aber Form ohne Wesen nicht seyn kann: so ist, wo nur immer Form ist, in sichtbarer oder nur empfindbarer Gegenwart auch Charakter. Charakterische Schönheit ist daher die Schönheit in ihrer Wurzel, aus welcher dann erst die Schönheit als Frucht sich erheben kann; das Wesen überwächst wohl die Form, aber auch dann bleibt das Charakteristische die noch immer wirksame Grundlage des Schönen.

Der würdigste Kenner, dem die Götter die Natur sammt der Kunst zum Königreich gegeben, vergleicht das Charakteristische in seinem Verhältniß zur Schönheit mit dem Scelett in seinem Verhältniß zur lebendigen Gestalt. Sollten wir das treffende Gleichniß in unserm Sinne deuten: so würden wir sagen, daß das Scelett in der Natur nicht wie in unsern Gedanken von dem lebendigen Ganzen getrennt ist; daß Festes und Weiches, Bestimmendes und Bestimmtes sich gegenseitig voraussetzen und nur miteinander seyn können, daß eben darum das lebendig Charakteristische schon die ganze aus

der Wechselwirkung von Knochen und Fleisch, von Thätigem und Leidendem entstandene Gestalt sey. Drängt auch die Kunst, wie die Natur, auf ihren höheren Stufen das erst sichtbare Knochengerüste nach innen zurück, so kann es der Gestalt und Schönheit nie entgegengesetzt werden, da es nicht aufhört, sowohl zu dieser, als jener bestimmend mitzuwirken.

Ob aber jene hohe und gleichgültige Schönheit auch als einziges Maß in der Kunst gelten solle, wie sie als das höchste gilt: dieses scheint von dem Grade der Ausbreitung und Fülle abhängen zu müssen, mit welcher die bestimmte Kunst wirken kann. Stellt doch die Natur in ihrem weiten Kreise das Höhere immer mit seinem Niederern zugleich dar: Göttliches schaffend im Menschen, wirkt sie in allen übrigen Producten den bloßen Stoff und Grund desselben, welcher seyn muß, damit im Gegensatz mit ihm das Wesen als solches erscheine. Wird ja doch in der höhern Welt des Menschen selbst die große Masse wieder zur Basis, an der sich das in Wenigeren rein enthaltene Göttliche durch Gesetzgebung, Herrschaft, Glaubensstiftung manifestirt. Wo daher die Kunst mehr mit der Mannigfaltigkeit der Natur wirkt, da darf und muß sie neben dem höchsten Maß der Schönheit auch wieder ihre Grundlage und gleichsam den Stoff derselben in eigenen Bildungen zeigen. Bedeutend entfaltet sich hier zuerst die verschiedene Natur der Kunstformen. Die Plastik im genaueren Sinne des Worts verschmähet ihrem Gegenstand den Raum äußerlich zu geben; er trägt ihn in sich. Aber eben dieses verbietet ihr größere Ausbreitung, ja sie ist genöthigt, die Schönheit des Weltalls fast auf einem Puncte zu

zeigen. Sie muß also unmittelbar zum Höchsten streben, und kann Mannichfaltigkeit nur getrennt und durch die strengste Ausscheidung des gegenseitig Widerstrebenden erreichen. Durch die Absonderung des rein thierischen in der menschlichen Natur gelingt es ihr auch, niedere Schöpfungen übereinstimmend und sogar schön zu bilden, wovon uns die Schönheit vieler aus dem Alterthum erhaltner Faune belehrt, ja sie kann, wie der heitre Naturgeist sich selbst parodirend, ihr eignes Ideal umkehren und z. B. in dem Uebermaß der Silenenbildungen durch die spielende und scherzende Behandlung selbst von dem Druck der Materie wieder befreyt erscheinen. Immer aber ist sie genöthigt, ihr Werk ganz abzusondern, um es mit sich übereinstimmend und zu einer Welt für sich zu machen, indem es für sie keine höhere Einheit gibt, in der sich die Dissonanz des Einzelnen auflösen könnte. Dagegen kann die Mahlerey im Umfang schon mehr mit der Welt sich messen und in epischer Ausbreitung dichten. In einer Ilias hat auch ein Thersites Raum, und was findet nicht alles in dem großen Heldengedicht der Natur und der Geschichte Platz! Hier zählt der Einzelne kaum für selbst; das Ganze tritt an seine Stelle, und was für sich nicht schön wäre, wird es durch die Harmonie des Ganzen. Würde in einem ausgebreiteten Werk der Mahlerey, welche ihre Gestalten durch den beygegebnen Raum, durch Licht, durch Schatten, durch Widerschein verbindet, das höchste Maß der Schönheit überall angewendet: so entstünde hieraus die Naturwidrigste Eintönigkeit, da, wie Winkelmann sagt, der höchste Begriff der Schönheit überall nur Einer und derselbe ist und wenig Abweichungen verstattet.

Das Einzelne wäre dann dem Ganzen vorgezogen, anstatt daß überall, wo das Ganze aus einer Vielheit entsteht, das Einzelne ihm unterworfen seyn soll. Es müssen daher in einem solchen Werk Abstufungen der Schönheit beobachtet werden, wodurch erst die im Mittelpuncte concentrirte volle Schönheit sichtbar wird, und aus einem Uebergewicht im Einzelnen ein Gleichgewicht im Ganzen hervorgeht. Hier findet denn auch das beschränkt Charakteristische seine Stelle und die Theorie wenigstens sollte den Mahler nicht sowohl auf jenen engen Raum hinweisen, der alles Schöne concentrisch versammelt, als an die charakteristische Mannigfaltigkeit der Natur, durch welche allein er einem größern Werk das Vollgewicht lebendigen Inhalts ertheilen kann. So dachte unter den Stiftern der neuen Kunst der herrliche Leonardo, so der Meister hoher Schönheit Raphael, der sich nicht scheute, lieber auch das geringere Maß derselben darzustellen, als eintönig, unlebendig und unwirklich zu erscheinen, verstand er gleich nicht nur jene hervorzubringen, sondern sogar ihre Gleichmäßigkeit durch die Verschiedenheit des Ausdrucks wieder zu brechen.

Kann sich nähmlich der Charakter zwar auch in Ruhe und im Gleichgewicht der Form ausdrücken: so ist er doch in seiner Thätigkeit erst eigentlich lebendig. Wir denken uns unter Charakter eine Einheit mehrerer Kräfte, welche beständig auf ein gewisses Gleichgewicht und bestimmtes Maß derselben hinwirkt, welchem dann, wenn es ungestört ist, ein ähnliches Gleichgewicht im Ebenmaß der Formen entspricht. Soll sich aber jene lebendige Einheit in Handlung und Thätigkeit zeigen, so ist dies nicht

anders möglich, als wenn die Kräfte durch irgend eine Ursache zur Empörung gereizt, aus ihrem Gleichgewicht treten. Jedermann erkennt an, daß dies der Fall in Leidenschaften sey.

Hier stellt sich uns nun jene bekannte Vorschrift der Theorie dar, welche verlangt, die Leidenschaft in dem wirklichen Ausbruch so viel möglich zu mäßigen, damit die Schönheit der Form nicht verletzt werde. Wir glauben aber diese Vorschrift vielmehr umkehren und so ausdrücken zu müssen, daß die Leidenschaft eben durch die Schönheit selbst gemäßigt werden solle. Denn es ist sehr zu befürchten, daß auch jene verlangte Mäßigung verneinend verstanden werde, da die wahre Foderung vielmehr ist, der Leidenschaft eine positive Kraft entgegenzusetzen. Denn wie die Tugend nicht in der Abwesenheit der Leidenschaften, sondern in der Gewalt des Geistes über sie besteht: so wird Schönheit nicht bewährt durch Entfernung oder Verminderung derselben, sondern durch die Gewalt der Schönheit über sie. Die Kräfte der Leidenschaften müssen sich also wirklich zeigen, es muß sichbar seyn, daß sie sich gänzlich empören könnten, aber durch die Gewalt des Charakters niedergehalten werden, und an den Formen festgegründeter Schönheit wie Wellen eines Stroms sich brechen, der seine Ufer eben anfüllt, aber nicht überschwellen kann. Sonst möchte jenes Unternehmen der Mäßigung nur den seichten Moralisten gleichen, welche, um mit dem Menschen fertig zu werden, lieber die Natur in ihm verstümmeln und alles Positive aus den Handlungen so rein hinweggenommen haben, daß das Volk sich an dem Schauspiel großer Verbrechen weidet, um sich noch durch

den Anblick von irgend etwas Positivem zu erquicken.

In Natur und Kunst strebt das Wesen zuerst nach der Verwirklichung oder Darstellung seiner selbst im Einzelnen. Darum zeigt sich die größte Strenge der Form in den Anfängen beyder: denn ohne Begränzung könnte das Grenzenlose nicht erscheinen, wäre nicht Härte, so könnte die Milde nicht seyn, und soll die Einheit fühlbar werden, so kann dies nur durch Eigenheit, Absonderung und Widerstreit geschehen. Im Beginn daher erscheint der schaffende Geist ganz verloren in die Form, unzugänglich, verschlossen und selbst im Großen noch herb. Je mehr es ihm aber gelingt, seine ganze Fülle in Einem Geschöpf zu vereinigen: desto mehr läßt er allmählig von seiner Strenge nach, und wo er die Form völlig ausgebildet, so daß er in ihr befriedigt ruht, und sich selbst faßt, erheitert er sich gleichsam, und fängt an in sanften Linien sich zu bewegen. Dieses ist der Zustand der schönsten Reife und Blüthe, wo das reine Gefäß vollendet dasteht, der Naturgeist frey wird von seinen Banden, und seine Verwandtschaft mit der Seele empfindet. Wie durch eine linde Morgenröthe, die über der ganzen Gestalt aufsteigt, kündigt sich die kommende Seele an: noch ist sie nicht da, aber alles bereitet sich durch das leise Spiel zarter Bewegungen zu ihrem Empfang: die starren Umrisse schmelzen und mildern sich in sanfte: ein liebliches Wesen, das weder sinnlich noch geistig, sondern unfaßlich ist, verbreitet sich über die Gestalt, und schmiegt sich allen Umrissen, jeder Schwingung der Gliedmaßen an. Dieses, wie gesagt, nicht greifliche und doch allen em-

pfindbare Wesen ist, was die Sprache der Griechen mit dem Nahmen der Charis, die unsrige als Anmuth bezeichnet.

Wo in völlig ausgewirkter Form Anmuth erscheint, da ist das Werk von Seiten der Natur vollendet, es gebricht ihm nichts mehr, alle Foderungen sind befriedigt. Auch hier schon ist Seele und Leib in vollkommnem Einklang; Leib ist die Form, Anmuth ist die Seele, obgleich nicht Seele an sich, sondern die Seele der Form, oder die Naturseele.

Die Kunst kann auf diesem Punct verweilen und stehen bleiben; denn schon ist von Einer Seite wenigstens ihre ganze Aufgabe erfüllt. Das reine Bild der auf dieser Stufe angehaltenen Schönheit ist die Göttinn der Liebe. Die Schönheit aber der Seele an sich, mit sinnlicher Anmuth verschmolzen: diese ist die höchste Vergöttlichung der Natur.

Der Geist der Natur ist nur scheinbar der Seele entgegengesetzt; an sich aber das Werkzeug ihrer Offenbarung: er wirkt zwar den Gegensatz der Dinge, aber nur damit das einige Wesen, als die höchste Milde und Versöhnung aller Kräfte, hervorgehen könne. Alle andern Geschöpfe sind von dem bloßen Naturgeist getrieben, und behaupten durch ihn ihre Individualität; im Menschen allein als im Mittelpunct geht die Seele auf, ohne welche die Welt wie die Natur ohne die Sonne wäre.

Die Seele ist also im Menschen nicht das Prinzip der Individualität, sondern das, wodurch er sich über alle Selbstheit erhebt, wodurch er der Aufopferung seiner selbst, uneigennütziger Liebe, und was das Höchste ist, der Betrachtung und Erkenntniß des Wesens der Dinge, eben damit der Kunst,

fähig wird. Sie ist nicht mehr mit der Materie beschäftigt, noch verkehrt sie unmittelbar mit ihr, sondern nur mit dem Geist, als dem Leben der Dinge. Auch im Körper erscheinend, ist sie dennoch frey von dem Körper, dessen Bewußtseyn in ihr, in den schönsten Bildungen, nur wie ein leichter Traum schwebt, von dem sie nicht gestört wird. Sie ist keine Eigenschaft, kein Vermögen, oder irgend etwas der Art insbesondere; sie weiß nicht, sondern sie ist die Wissenschaft, sie ist nicht gut, sondern sie ist die Güte, sie ist nicht schön, wie es auch der Körper seyn kann, sondern sie ist die Schönheit selber.

Zuerst oder zunächst zeigt sich freylich in dem Kunstwerk die Seele des Künstlers, durch die Erfindung im Einzelnen; und im Ganzen, wenn sie als Einheit über ihm in ruhiger Stille schwebt. Aber sie soll im Dargestellten sichtbar werden: als Urkraft des Gedankens, wenn menschliche Wesen, ganz erfüllt von einem Begriff, einer würdigen Betrachtung vorgestellt werden; oder als einwohnende, wesentliche Güte. Beydes findet auch im ruhigsten Stande seinen deutlichen Ausdruck, lebendigeren jedoch, wenn die Seele sich thätig und im Gegensatz offenbaren kann; und weil es hauptsächlich die Leidenschaften sind, welche den Frieden des Lebens unterbrechen, so ist allgemein angenommen, daß sich die Schönheit der Seele vornehmlich durch die ruhige Gewalt im Sturme der Leidenschaften zeige.

Allein es ist hier eine bedeutende Unterscheidung zu machen. Denn um diejenigen Leidenschaften zu mäßigen, welche nur eine Empörung niederer Naturgeister sind, muß die Seele nicht herbeygerufen werden: noch kann sie im Gegensatz mit denselben

gezeigt werden, denn wo die Besonnenheit noch mit diesen ringt, ist die Seele überhaupt noch nicht aufgegangen; diese müssen schon durch die Natur des Menschen, durch die Macht des Geistes gemäßigt seyn. Allein es gibt höhere Fälle, in denen nicht nur eine einzelne Kraft, in denen der besonnene Geist selbst alle Dämme durchbricht; ja Fälle, wo auch die Seele durch das Band, das sie mit dem sinnlichen Daseyn verknüpft, dem Schmerz, der ihrer göttlichen Natur fremd seyn sollte, unterworfen wird; wo der Mensch sich nicht durch bloße Naturkräfte, sondern durch sittliche Mächte bekämpft und in der Wurzel seines Lebens angegriffen fühlt; wo unverschuldeter Irrthum ihn in Verbrechen und damit in Unglück reißt, tiefgefühltes Unrecht die heiligsten Gefühle der Menschlichkeit zur Empörung aufruft. Es ist dies der Fall aller wahrhaft und im erhabnen Sinn tragischen Zustände, wie sie uns das Trauerspiel des Alterthums vor Augen stellt. Wenn blind leidenschaftliche Kräfte aufgeregt sind, so ist der besonnene Geist als Hüter der Schönheit gegenwärtig; wenn aber der Geist selbst wie durch eine unwiderstehliche Gewalt fortgerissen wird, welche Macht schützt da, wachend über sie, die heilige Schönheit? Oder wenn auch die Seele mitleidet, wie rettet sie sich von Schmerz und vor Entweihung?

Willkürlich die Kraft des Schmerzens, des empörten Gefühls zurückhalten, wäre gegen Sinn und Zweck der Kunst gesündigt, und verriethe Mangel an Empfindung und Seele in dem Künstler selbst. Schon dadurch, daß die Schönheit auf große und feste Formen gegründet zum Charakter geworden ist,

hat sich die Kunst das Mittel bereitet, ohne Verletzung des Ebenmaßes die ganze Größe der Empfindung zu zeigen. Denn wo die Schönheit auf mächtigen Formen wie auf unverrückbaren Säulen ruht, läßt uns schon eine geringe, und jene kaum berührende Veränderung ihrer Verhältnisse auf die große Gewalt schließen, welche nöthig war, sie zu bewirken. Noch mehr heiligt Anmuth den Schmerz. Ihr Wesen beruhet darauf, daß sie sich selbst nicht kennet; wie sie aber nicht willkürlich erworben wird, so kann sie auch nicht durch Willkür verloren gehen: wenn ein unerträglicher Schmerz, ja wenn Wahnsinn, von strafenden Göttern verhängt, Bewußtseyn und Besinnung raubt, steht sie noch als schützender Dämon bey der leidenden Gestalt, und macht, daß sie nichts ungeschicktes, nichts der Menschheit widerstrebendes vollbringe, sondern, wenn sie fällt, wenigstens als ein reines und unbeflecktes Opfer falle. Noch nicht die Seele selbst, aber die Ahndung derselben, bringt sie schon durch natürliche Wirkung hervor, was jene durch eine göttliche Kraft, indem sie Schmerz, Erstarrung, ja den Tod selbst in Schönheit verwandelt.

Dennoch wäre diese in der äußersten Widerwärtigkeit bewährte Anmuth todt ohne ihre Verklärung durch die Seele. Welcher Ausdruck aber kann ihr in dieser Lage zukommen? Sie rettet sich vom Schmerz, und tritt siegreich, nicht besiegt hervor, indem sie ihr Band mit dem sinnlichen Daseyn aufgibt. Der Naturgeist mag für dessen Erhaltung seine Kräfte aufbieten, die Seele geht nicht ein in diesen Kampf; aber ihre Gegenwart besänftigt selbst die Stürme des schmerzhaft ringenden Lebens. Jede äußere Ge-

walt kann auch nur äußere Güter rauben, die Seele nicht erreichen; ein zeitliches Band zerreißen, das ewige einer wahrhaft göttlichen Liebe nicht auflösen. Nicht hart und empfindungslos, oder die Liebe selbst aufgebend, zeigt sie vielmehr diese allein im Schmerz, als die das sinnliche Daseyn überdauernde Empfindung, und erhebt sich so über den Trümmern des äußern Lebens oder Glücks in göttlicher Glorie.

Dieses ist der Ausdruck der Seele, den uns der Schöpfer der Niobe im Bilde gezeigt hat. Alle Mittel der Kunst, wodurch auch das Schreckliche gemäßigt wird, sind hier in Wirkung gesetzt. Mächtigkeit der Formen, sinnliche Anmuth, ja die Natur des Gegenstandes selbst lindert den Ausdruck dadurch, daß der Schmerz, allen Ausdruck übertreffend, ihn selbst wieder aufhebt, und die Schönheit, welche lebendig zu retten unmöglich schien, durch die eintretende Erstarrung vor Verletzung bewahrt wird. Was wäre dennoch alles ohne die Seele, und wie offenbaret sich diese? Wir sehen auf dem Antlitz der Mutter, nicht den Schmerz allein über die schon hingestreckte Blüthe der Kinder, nicht die Todesangst allein um die Rettung der noch übrigen und der jüngsten in ihren Schooß sich flüchtenden Tochter, nicht Unwillen gegen die grausamen Gottheiten, am wenigsten, wie vorgegeben wird, kalten Trotz; wir sehen jenes alles, aber nicht für sich, sondern durch Schmerz, Angst und Unwillen strahlt wie ein göttliches Licht die ewige Liebe als das allein Bleibende, und in dieser bewähret sich die Mutter, als eine solche, die es nicht war, die es ist, die durch ein ewiges Band mit den Geliebten verknüpft bleibt.

Jedermann bekennt, daß Größe, Reinheit und Güte der Seele auch ihren sinnlichen Ausdruck haben. Wie ließe sich dieses gedenken, wäre nicht auch das in der Materie thätige Prinzip schon ein seelenverwandtes und seelenähnliches Wesen? Es gibt nun in der Darstellung der Seele wiederum Stufen der Kunst, je nachdem sie entweder mit dem bloß Charakteristischen verbunden ist, oder mit Huld und Anmuth sichtbar zusammenfließt. Wer sieht nicht ein, daß schon in der Tragödie des Aeschylos jene hohe Sittlichkeit waltet, die in den Werken des Sophokles einheimisch wohnt? Aber sie ist dort noch in eine herbe Hülle verschlossen, und theilt sich weniger dem Ganzen mit, weil es noch an dem Bande sinnlicher Anmuth fehlt. Aus diesem Ernst und den noch furchtbaren Grazien der ersten Kunst konnte jedoch die Sophokleische Anmuth hervorgehen, und mit dieser jene vollkommne Verschmelzung beyder Elemente, die uns zweifelhaft läßt, ob es mehr die sittliche Grazie oder die sinnliche Anmuth ist, die uns in den Werken dieses Dichters entzückt. Eben dieses gilt von den plastischen Erzeugnissen des noch strengen Styls, in Vergleich mit denen der späteren Milde.

Wenn Anmuth außerdem, daß sie die Verklärung des Naturgeistes ist, auch noch das bindende Mittel von sittlicher Güte und sinnlicher Erscheinung wird; so leuchtet von selbst ein, wie die Kunst von allen Richtungen her gegen sie als ihren Mittelpunct wirken müsse. Diese Schönheit, welche aus der vollkommnen Durchdringung sittlicher Güte mit sinnlicher Anmuth hervorgeht, ergreift und entzückt uns, wo wir sie finden, mit der Macht eines Wun-

ders. Denn weil sich der Naturgeist sonst überall als von der Seele unabhängig, ja gewissermaßen ihr widerstrebend zeigt, so scheint er hier wie durch eine freywillige Uebereinstimmung und wie durch das innere Feuer göttlicher Liebe mit der Seele zu verschmelzen; den Beschauenden überfällt mit plötzlicher Klarheit die Erinnerung von der ursprünglichen Einheit des Wesens der Natur mit dem Wesen der Seele: die Gewißheit, daß aller Gegensatz nur scheinbar, die Liebe das Band aller Wesen, und reine Güte Grund und Inhalt der ganzen Schöpfung ist.

Hier geht die Kunst gleichsam über sich hinaus, und macht sich selber wieder zum Mittel. Auf diesem Gipfel wird auch die sinnliche Anmuth wieder nur Hülle und Leib eines höhern Lebens, was zuvor Ganzes war, wird als Theil behandelt, und das höchste Verhältniß der Kunst zur Natur ist dadurch erreicht, daß sie diese zum Medium macht, die Seele in ihr zu versichtbaren.

Wenn aber in dieser Blüthe der Kunst wie in der Blüthe des Pflanzenreichs, alle frühern Stufen sich wiederholen: so läßt sich auch im Gegentheil einsehen, nach welchen verschiedenen Richtungen die Kunst aus jenem Mittelpunct heraustreten kann. Besonders zeigt sich die natürliche Verschiedenheit der beyden Formen bildender Kunst hier in ihrer größten Wirksamkeit. Denn für die Plastik, da sie ihre Ideen durch körperliche Dinge darstellt, scheint das Höchste eben in dem vollkommnen Gleichgewicht zwischen Seele und Materie bestehen zu müssen; gibt sie der letzten ein Uebergewicht, so sinkt sie unter ihre eigne Idee herab; ganz unmöglich aber scheint, daß sie die Seele auf Kosten der Materie erhebe, indem sie

dadurch sich selbst übersteigen müßte. Der vollkommne plastische Bildner wird zwar, wie Winkelmann bey Gelegenheit des Belvederischen Apollo sagt, zu seinem Werk nicht mehr Materie nehmen, als er zu Erreichung seiner geistigen Absicht bedarf aber auch umgekehrt in die Seele nicht mehr Kraft legen, als zugleich in der Materie ausgedrückt ist: denn eben darauf beruhet seine Kunst, das Geistige ganz körperlich auszudrücken. Die Plastik kann darum ihren wahren Gipfel nur in solchen Naturen erreichen, deren Begriff es mit sich bringt, alles, was sie der Idee oder der Seele nach sind, jederzeit auch in der Wirklichkeit zu seyn, also in göttlichen Naturen. Sie würde daher, wenn auch keine Mythologie vorangegangen, durch sich selbst auf Götter gekommen seyn und Götter erfunden haben, wenn sie keine fand. Da ferner der Geist auf der tieferen Stufe wieder dasselbe Verhältniß zur Materie hat, das wir der Seele gegeben haben, indem er das Prinzip der Thätigkeit und der Bewegung wie die Materie das der Ruhe und Unthätigkeit ist; so wird das Gesetz der Mäßigung des Ausdruckes und der Leidenschaft ein aus ihrer Natur herfließendes Grundgesetz seyn: aber dieses Gesetz wird nicht bloß für die niederen, sondern eben so für jene, wenn es erlaubt ist so zu sagen, höheren und göttlichen Leidenschaften gelten, deren die Seele im Entzücken, in der Andacht, in der Anbetung fähig ist: daher sie, weil auch dieser Leidenschaften nur die Götter entbunden sind, auch von dieser Seite zu der Bildung göttlicher Naturen hingezogen wird.

Ganz anders aber scheint es mit der Mahlerey, als mit der Sculptur beschaffen. Denn jene stellt

nich| wie diese durch körperliche Dinge, sondern durch Licht und Farbe, also selbst durch ein unkörperliches und gewissermaßen geistiges Mittel dar: auch gibt sie ihre Bilder keineswegs für die Gegenstände selbst, sondern will sie ausdrücklich als Bilder angesehen wissen. Sie legt darum schon an und für sich auf die Materie nicht jenes Gewicht der Plastik, und scheint aus diesem Grunde, zwar den Stoff über den Geist erhebend, tiefer als in gleichem Falle die Plastik unter sich selbst zu sinken, dagegen mit desto größerer Befugniß in die Seele ein deutliches Uebergewicht legen zu dürfen. Wo sie dem Höchsten nachstrebt, wird sie allerdings die Leidenschaften durch Charakter veredeln oder durch Anmuth mäßigen, oder die Macht der Seele in ihnen zeigen: dagegen aber sind eben jene höheren Leidenschaften, die auf der Verwandtschaft der Seele mit einem obersten Wesen beruhen, ihrer Natur vollkommen angemessen. Ja, wenn die Plastik die Kraft, wodurch ein Wesen nach außen besteht, und in der Natur wirkt, mit der, wodurch es nach innen, und als Seele lebt, vollkommen gleich abwägt, und das bloße Leiden selbst von der Materie ausschließt, so mag dagegen die Mahlerey in dieser zum Vortheil der Seele den Charakter der Kraft und Thätigkeit mindern, und in den der Hingebung und Duldsamkeit verwandeln, wodurch es scheint, daß der Mensch für Eingebungen der Seele und höhere Einflüsse überhaupt empfänglicher werde.

Aus diesem Gegensatz allein schon erklärt sich nicht nur das nothwendige Vorherrschen der Plastik im Alterthum, der Mahlerey in der neueren Welt, indem jenes auch durchaus plastisch gesinnt war, die-

ses aber sogar die Seele zum leidenden Organ höherer Offenbarungen macht; auch dieses zeigt sich, daß nach dem Plastischen in Form und Darstellung streben, nicht hinreicht, daß vor allem erfodert würde, auch plastisch, d. h. antik zu denken und zu empfinden. Ist aber die Ausschweifung der Plastik in das Mahlerische ein Verderb der Kunst, so ist die Zusammenziehung der Mahlerey auf plastische Bedingung und Form eine derselben willkürlich auferlegte Beschränkung. Denn wenn jene, gleich der Schwere, auf einen Punct hinwirket, so darf die Mahlerey wie das Licht den ganzen Weltraum schaffend erfüllen.

Beweis dieser unbeschränkten Universalität der Mahlerey ist die Geschichte selbst und das Beyspiel der größten Meister, welche ohne das Wesen ihrer Kunst zu verletzen jede besondre Stufe derselben für sich zur Vollendung ausbildeten, so daß wir dieselbe Folge, die in dem Gegenstande nachgewiesen werden konnte, auch in der Historie der Kunst wiederfinden können.

Zwar nicht genau der Zeit, aber doch der That nach [4]). Denn so stellt sich durch Michel Angelo die älteste und mächtigste Epoche der freygewordenen Kunst dar, jene, wo sie in ungeheuern Geburten ihre noch ungebändigte Kraft zeigt: wie nach den Dichtungen sinnbildlicher Vorwelt die Erde nach den Umarmungen des Uranos erst Titanen und himmelstürmende Giganten hervorbrachte, bevor das sanfte Reich stiller Götter hervorging. So scheinet uns das Werk des jüngsten Gerichtes, womit als dem Inbegriff seiner Kunst jener Riesengeist die Sixtinische Halle erfüllte, mehr an die ersten Zeiten der Erde

und ihrer Geburten, als an ihre letzten zu erinnern. Nach den verborgensten Gründen organischer, besonders menschlicher Gestalt hingezogen, vermeidet er das Schreckliche nicht; ja er sucht es absichtlich, und stört es in den dunkeln Werkstätten der Natur aus seiner Ruhe auf. Mangel der Zartheit, Anmuth, Gefälligkeit wiegt er durch das Aeußerste der Kraft auf, und erregt er durch seine Darstellungen Entsetzen, so ist es der Schrecken, welchen der Fabel zu Folge der alte Gott Pan verbreitet, wenn er plötzlich in den Versammlungen der Menschen erscheint. Die Natur bringt in der Regel durch Sonderung und Ausschließung entgegengesetzter Eigenschaften das Außerordentliche hervor: so mußte in Michel Angelo Ernst und tiefsinnige Naturkraft mehr denn Sinn für Anmuth und Empfindung der Seele walten, um das Höchste rein plastischer Kraft in der Mahlerey neuerer Zeiten zu zeigen.

Nach der Besänftigung der ersten Gewalt und des heftigen Triebs der Geburt verklärt sich in Seele der Naturgeist, und die Grazie wird geboren. Zu dieser Stufe gelangte, nach Leonardo da Vinci, die Kunst durch Correggio, in dessen Werken die sinnliche Seele der wirkende Grund der Schönheit ist. Nicht nur in den weichen Umrissen seiner Gestalten ist dies sichtbar; auch in den Formen, welche denen der rein sinnlichen Naturen in den Werken des Alterthums am meisten ähnlich sind. In ihm blühet das wahre goldne Zeitalter der Kunst, welches der Erde die sanfte Herrschaft des Kronos verlieh: hier lächelt spielende Unschuld, heitre Begier und kindliche Lust aus offnen und fröhlichen Gesichtern, und hier werden die Saturnalien der Kunst gefeyert.

Der Gesammtausdruck jener sinnlichen Seele ist das Helldunkel, welches Correggio mehr als irgend ein anderer ausgebildet. Denn das, was dem Mahler die Stelle der Materie vertritt, ist das Dunkel; und dieses ist der Stoff, an den er die flüchtige Erscheinung des Lichtes und der Seele heften muß. Je mehr also das Dunkel mit dem Hellen verschmilzt, so daß aus beyden nur Ein Wesen und gleichsam Ein Leib und Eine Seele wird, desto mehr erscheint das Geistige körperlich, das Körperliche auf die Stufe des Geistes gehoben.

Nachdem die Schranken der Natur überwunden, das Ungeheure, die Frucht der ersten Freyheit, verdrungen ist, Form und Gestalt durch das Vorgefühl der Seele verschönt sind: klärt sich der Himmel auf, das gemilderte Irdische kann sich mit dem Himmlischen, dieses hinwiederum mit dem sanft Menschlichen verbinden. Raphael nimmt Besitz vom heitern Olymp, und führt uns mit sich von der Erde hinweg in die Versammlung der Götter, der bleibenden, seligen Wesen. Die Blüthe des gebildetsten Lebens, der Duft der Phantasie, sammt der Würze des Geistes hauchen vereint aus seinen Werken. Er ist nicht mehr Mahler, er ist Philosoph, er ist Dichter zugleich. Der Macht seines Geistes stehet die Weisheit zur Seite, und wie er die Dinge darstellt, so sind sie in der ewigen Nothwendigkeit geordnet. In ihm hat die Kunst ihr Ziel erreicht, und weil das reine Gleichgewicht von Göttlichem und Menschlichem fast nur in einem Puncte seyn kann, so ist seinen Werken das Siegel der Einzigkeit aufgedrückt.

Von hier aus konnte die Mahlerey, um jede in ihr gegründete Möglichkeit zu erfüllen, nur nach

Einer Seite noch sich weiter bewegen, und was auch bey der späteren Wiedererneuerung der Kunst unternommen und nach welchen verschiedenen Richtungen hin sie sich versucht hat, so scheint es doch nur Einem gelungen, den Kreis der großen Meister mit einer Art von Nothwendigkeit zu schließen. Wie den Kreis der alten Göttergeschichten die neue Fabel der Psyche schließt: so konnte die Mahlerey durch das Vorgewicht, das sie der Seele gab, noch eine neue, wenn gleich nicht höhere Kunststufe gewinnen. Zu dieser trachtete Guido Reni und wurde der eigentliche Mahler der Seele. Dahin scheint uns sein ganzes, oft ungewisses und in manchem Werke ins Unbestimmte sich verlierendes Streben gedeutet werden zu müssen, dessen Aufschluß neben vielleicht wenigen andern das Meisterbild seiner Kunst geben möchte, das in der großen Sammlung unsres Königes zur allgemeinen Bewunderung aufgestellt ist. In der Gestalt der gen Himmel erhobenen Jungfrau ist alles plastisch Herbe und Strenge bis auf die letzte Spur getilgt; ja scheint nicht in ihr die Mahlerey selbst, wie die freygelaßne der harten Formen entbundene Psyche auf eignen Fittigen sich zur Verklärung emporzuschwingen? Hier ist kein Wesen, das mit entschiedner Naturkraft nach außen besteht; Empfänglichkeit und stille Duldsamkeit drückt alles an ihr aus, bis auf jenes leichtvergängliche Fleisch, dessen Eigenschaft die welsche Sprache mit dem Nahmen der morbidezza bezeichnet, ganz verschieden von dem, mit welchem Raphael die herabkommende Himmelsköniginn bekleidet, wie sie dem anbetenden Pabst und einer Heiligen erscheint. Ist freylich die Bemerkung gegründet, daß das Vorbild der weib-

lichen Köpfe des Guido die Niobe des Alterthums ist, so liegt der Grund dieser Aehnlichkeit doch gewiß nicht in einer bloß willkürlichen Nachahmung; vielleicht daß ein gleiches Streben auf gleiche Mittel führte. Wenn die florentinische Niobe ein Aeußerstes für die Plastik und die Darstellung der Seele in ihr ist: so das uns bekannte Bild ein Aeußerstes für die Mahlerey, welche hier sogar das Bedürfniß von Schatten und Dunkel abzulegen und beynahe mit seinem Lichte zu wirken wagt.

Konnte der Mahlerey ihrer besondern Beschaffenheit wegen zugestanden werden, ein deutliches Uebergewicht in die Seele zu legen: so werden doch Lehre und Unterricht am besten thun, stets nach jener ursprünglichen Mitte hinzuwirken, aus der die Kunst allein immer neu erzeugt werden kann, da sie dagegen auf der zuletzt angegebenen Stufe nothwendig stille stehen oder iñ beschränkte Manier ausarten muß. Denn auch jenes höhere Leiden streitet mit der Idee eines vollendet kräftigen Wesens, dessen Bild und Abglanz zu zeigen die Kunst berufen ist. Der rechte Sinn wird sich stets erfreuen, ein Wesen auch von seiner individuellen Seite würdig und so viel möglich selbstständig gebildet zu erblicken; ja die Gottheit würde mit Lust auf ein Geschöpf herabsehen, das mit reiner Seele begabt die Hoheit seiner Natur auch kräftig nach außen und durch sein sinnlich wirksames Daseyn behauptete.

Wir haben gesehen, wie aus der Tiefe der Natur [5]) das Kunstwerk emporwachsend mit Bestimmtheit und Begränzung anhebt, innere Unendlichkeit und Fülle entfaltet, endlich zur Anmuth sich verklärt, zuletzt zur Seele gelanget: aber getrennt

mußte vorgestellt werden, was in dem Schöpfungsact der zur Reife gediehenen Kunst nur Eine That ist. Diese geistige Zeugungskraft kann keine Lehre oder Anweisung erschaffen. Sie ist das reine Geschenk der Natur, welche hier zum zweyten Male sich schließt, indem sie, ganz sich verwirklichend, ihre Schöpfungskraft in das Geschöpf legt. Aber wie im großen Gange der Kunst, jene Stufen nach einander erschienen, bis sie auf der höchsten alle zu Einer wurden, eben so kann auch im Einzelnen gediegne Bildung nur da entspringen, wo sie vom Keim und von der Wurzel an gesetzmäßig bis zur Blüthe sich gesteigert hat.

Die Foderung, daß die Kunst wie alles andre Lebendige von den ersten Anfängen ausgehen, und um lebendig sich zu verjüngen, immer neu auf diese zurückgehen müsse, mag eine harte Lehre dünken in einem Zeitalter, dem so vielfältig gesagt worden, wie es die gebildetste Schönheit, schon fertig, von vorhandnen Kunstwerken abnehmen, und so wie mit Einem Schritt zum letzten Ziel gelangen könne. Haben wir nicht schon das Vortreffliche, Vollendete, und wie sollten wir zu dem Anfänglichen, Ungebildeten zurückkehren? Hätten die großen Stifter neuerer Kunst eben so gedacht, wir hätten wohl niemals ihre Wunder gesehen. Auch vor ihnen standen Schöpfungen der Alten, runde Bildwerke und flach erhabne Arbeiten, welche sie unmittelbar in Gemählde hätten übertragen können [6]). Aber diese Aneignung eines nicht selbst erworbenen, und darum auch unverständlichen Schönen befriedigte einen Kunsttrieb nicht, der durchaus auf das Ursprüngliche ging, und aus dem das Schöne frey und ur-

kräftig sich wieder erzeugen sollte. Sie scheuten sich darum nicht, einfältig, kunstlos, trocken gegen jene erhabnen Alten zu erscheinen, und die Kraft lange in unscheinbarer Knospe zu hegen, bis die Zeit der Anmuth gekommen war. Woher kommt es, daß wir diese Werke älterer Meister, von Giotto an bis auf den Lehrer Raphaels, noch jetzt mit einer Art von Andacht, ja einer gewissen Vorliebe betrachten, als weil uns die Treue ihres Bestrebens, und der große Ernst ihrer stillen freywilligen Beschränktheit, Hochachtung und Bewunderung abdringt? Wie diese sich zu den Alten verhielten, so verhält sich zu ihnen das jetzige Geschlecht. Ihre Zeit und die unsrige knüpft keine lebendige Ueberlieferung, kein Band organisch fortgewachsner Bildung zusammen: wir müssen die Kunst auf ihrem Wege, aber mit eigenthümlicher Kraft wiedererschaffen, um ihnen gleich zu werden. Konnte doch selbst jener Nachsommer der Kunst am Ende des sechszehnten und Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zwar einige neue Blüthen auf dem alten Stamme, aber keine fruchtbaren Keime hervorrufen, noch weniger selbst einen neuen Stamm der Kunst pflanzen. Die vollendeten Kunstwerke aber zurücksetzen, und die noch einfältigen schlichten Anfänge derselben aufsuchen, um sie nachzuahmen, wie einige gewollt, dieses wäre nur ein neuer und vielleicht größerer Mißverstand; nicht sie selber wären auf das Ursprüngliche zurückgegangen, auch die Einfalt wäre Ziererey und würde heuchlerischer Schein.

Welche Aussicht aber böte die jetzige Zeit für eine aus frischem Kern und von der Wurzel aufwachsende Kunst? Ist diese doch einem großen Theile

nach abhängig von dem Sinn ihrer Zeit, und wer möchte solchen ernsten Anfängen den Beyfall der gegenwärtigen versprechen, wo jene auf der einen Seite kaum die Gleichschätzung mit andern Werkzeugen verschwenderischer Ueppigkeit erlangt, auf der andern, Künstler und Liebhaber, mit völligem Unvermögen die Natur zu fassen, das Ideal loben und fodern?

Die Kunst entspringet nur aus der lebhaften Bewegung der innersten Gemüths- und Geisteskräfte, die wir Begeisterung nennen. Alles, was von schweren oder kleinen Anfängen zu großer Macht und Höhe herangewachsen, ist durch Begeisterung groß geworden. So Reiche und Staaten, Künste und Wissenschaften. Aber nicht die Kraft des Einzelnen richtet es aus; nur der Geist, der sich im Ganzen verbreitet. Denn die Kunst insbesondere ist, wie die zarteren Pflanzen von Luft und Witterung, so von öffentlicher Stimmung abhängig, sie bedarf eines allgemeinen Enthusiasmus für Erhabenheit und Schönheit, wie jener, der in dem Medicäischen Zeitalter gleich einem warmen Frühlingshauch alle die großen Geister zumal und auf der Stelle hervorrief, einer Verfassung, wie sie uns Perikles im Lob Athens schildert, und die uns die milde Herrschaft eines väterlichen Regenten sicherer und dauernder als Volksregierung gewährt; wo jede Kraft freywillig sich regt, jedes Talent mit Lust sich zeigt, weil jedes nur nach seiner Würdigkeit geschätzt wird; wo Unthätigkeit Schande ist, Gemeinheit nicht Lob bringt; sondern nach einem hochgesteckten, außerordentlichen Ziel gestrebt wird. Nur dann, wenn das öffentliche Leben durch die nähmlichen Kräfte in

Bewegung gesetzt wird, durch welche die Kunst sich erhebet, nur dann kann diese von ihm Vortheil ziehen; denn sie kann sich, ohne den Adel ihrer Natur aufzugeben, nach nichts Aeußerem richten. Kunst und Wissenschaft können beyde sich nur um ihre eigne Axe bewegen; der Künstler wie jeder geistig Wirkende nur dem Gesetz folgen, das ihm Gott und Natur ins Herz geschrieben, keinem andern. Ihm kann niemand helfen, er selbst muß sich helfen; so kann ihm auch nicht äußerlich gelohnt werden, da, was er nicht um seiner selbst willen hervorbrächte, alsobald nichtig wäre; eben darum kann ihm auch niemand befehlen oder den Weg vorschreiben, welchen er wandeln solle. Ist er beklagenswerth, wenn er mit seiner Zeit zu kämpfen hat; so verdient er Verachtung, wenn er ihr fröhnt. Und wie vermöchte er auch nur dieses? Ohne großen allgemeinen Enthusiasmus gibt es nur Secten, keine öffentliche Meinung. Nicht ein befestigter Geschmack, nicht die großen Begriffe eines ganzen Volkes, sondern die Stimmen einzelner willkürlich aufgeworfener Richter entscheiden über Verdienst, und die Kunst, die in ihrer Hoheit selbstgenügsam ist, buhlt um Beyfall, und wird dienstbar, da sie herrschen sollte.

Verschiednen Zeitaltern wird eine verschiedene Begeisterung zu Theil. Dürfen wir keine für diese Zeit erwarten, da die neue jetzt sich bildende Welt, wie sie theils schon äußerlich, theils innerlich und im Gemüth vorhanden ist, mit allen Maßstäben bisheriger Meinung nicht mehr gemessen werden kann, alles vielmehr laut größere fodert, und eine gänzliche Erneuung verkündet? Sollte nicht jener Sinn, dem sich Natur und Geschichte lebendiger wieder

aufgeschlossen, auch der Kunst ihre großen Gegenstände zurückgeben? Aus der Asche des Dahingesunkenen Funken ziehen, und aus ihnen ein allgemeines Feuer wieder anfachen wollen, ist eitle Bemühung. Aber auch nur eine Veränderung, welche in den Ideen selbst vorgeht, ist fähig, die Kunst aus ihrer Ermattung zu erheben; nur ein neues Wissen, ein neuer Glaube vermögend, sie zu der Arbeit zu begeistern, wodurch sie in einem verjüngten Leben eine der vorigen ähnliche Herrlichkeit offenbarte. Zwar eine Kunst, die nach allen Bestimmungen dieselbe wäre, wie der früheren Jahrhunderte, wird nie wieder kommen; denn nie wiederholt sich die Natur. Ein solcher Raphael wird nicht wieder seyn, aber ein anderer, der auf eine gleich eigenthümliche Weise zum Höchsten der Kunst gelangt ist. Lasset nur jene Grundbedingung nicht fehlen, und die wiederauflebende Kunst wird wie die frühere in ihren ersten Werken das Ziel ihrer Bestimmung zeigen: in der Bildung des bestimmt Charakteristischen schon, geht sie anders aus einer frischen Urkraft hervor, ist, wenn auch verhüllt, die Anmuth gegenwärtig, in beyden schon die Seele vorherbestimmt. Werke, die auf solche Art entspringen, sind auch in anfänglicher Unvollendung schon nothwendige, ewige Werke.

Wir dürfen es bekennen, wir haben bey jener Hoffnung eines neuen Auflebens einer durchaus eigenthümlichen Kunst hauptsächlich das Vaterland im Auge. War doch schon zu der nähmlichen Zeit, welche die Kunst in Italien wieder erweckte, aus einheimischem Boden das vollkräftige Gewächs der Kunst unseres großen Albrecht Dürer hervorgegangen; wie eigenthümlich deutsch, und doch wie verwandt jenem,

dessen süße Früchte die mildere Sonne Italiens zur höchsten Reife brachte. Dieses Volk, von welchem die Revolution der Denkart in dem neueren Europa ausgegangen, dessen Geisteskraft die größten Erfindungen bezeugen, das dem Himmel Gesetze gegeben, und am tiefsten von allen die Erde durchforscht hat, dem die Natur einen unverrückten Sinn für das Rechte und die Neigung zur Erkenntniß der ersten Ursachen tiefer als irgend einem anderen eingepflanzt, dieses Volk muß in einer eigenthümlichen Kunst endigen.

Wenn die Schicksale der Kunst abhängig sind von den allgemeinen Schicksalen des menschlichen Geistes, mit welchen Hoffnungen dürfen wir das nächste Vaterland betrachten, wo ein erhabener Regent dem menschlichen Verstande Freyheit, dem Geiste Flügel, menschenfreundlichen Ideen Wirksamkeit gegeben hat, indeß gediegene Völker die lebendigen Keime alter Kunstanlage noch bewahren, und die berühmten Sitze altdeutscher Kunst mit ihm vereiniget worden. Ja die Künste und Wissenschaften selbst, wären sie sonst überall verbannt, würden eine Freystatt unter dem Schutz des Thrones suchen, auf dem milde Weisheit das Scepter führt, den Huld als Königinn verschönert, angestammte Kunstliebe verherrlichet, durch welche auch der junge Fürst, den in diesen Tagen der laute Jubel des dankbaren Vaterlandes empfangen, die Bewunderung fremder Nationen geworden ist. Hier würden sie die Samen eines künftigen kräftigen Daseyns überall ausgestreut, hier schon erprobten Gemeinsinn und befestigt unter dem Wechsel der Zeiten wenigstens das Band Einer Liebe und Eines allgemeinen Enthu-

siasmus finden, des für das Vaterland und für den König, um Dessen Heil und Erhaltung bis zum äußersten Ziel menschlicher Jahre heißere Wünsche in keinem Tempel aufsteigen können, als in diesem, den Er den Wissenschaften erbauet.

Anmerkungen.

1) Worte J. G. Hamann's in dem Kleeblatt Hellenistischer Briefe II. S. 189., gemildert nach dem Zusammenhang gegenwärtiger Rede, denn so lauten sie in des Mannes eignem Ausdruck: »Eure mordlügnerische Philosophie hat die Natur aus dem Wege geräumt, und warum fodert ihr, daß wir selbige nachahmen sollen? Damit ihr das Vergnügen erneuern könnt, an den Schülern der Natur auch Mörder zu werden?« — Möchte derjenige, dem der Verfasser die erste genauere Bekanntschaft mit den Schriften jenes urkräftigen Geistes verdankt, F. H. Jacobi, die längst gehoffte Ausgabe der Werke Hamann's entweder noch selbst übernehmen, oder durch sein Wort beschleunigen!

2) Einzig ist Winkelmann in seinem Zeitalter durch die Objectivität nicht allein seines Styls, sondern seiner ganzen Betrachtungsweise. Es gibt eine Geistesart, welche über die Dinge denken, eine andere, die sie an sich selbst, nach ihrer lautern Nothwendigkeit erkennen will. Von dieser Art gab Winkelmann's Geschichte der Kunst das erste Beyspiel; später erst zeigte sich dieser Geist auch in andern Wissenschaften, wenn gleich mit großem Widerstreben der anders Gewöhnten. Gemächlicher ist die erste Art. — Meister kannte Winkelmann's eigentliches Zeitalter nur in dieser, man müßte denn den eben genannten Hamann ausnehmen wollen. Aber ist dieser für sein Zeitalter zu rechnen, in welchem er unverstanden und ohne Wirkung blieb? Lessing, der einzig neben Winkelmann zu nennende Mann jener Zeit, ist dadurch groß, daß er in der gänzlichen Subjectivität derselben und obwohl er eben in dem Denken über die Dinge die höchste

Meisterhaftigkeit entwickelte, doch nach der andern Sinnesart wenn auch unbewußt sehnend sich geneigt hat, nicht allein in seiner Erkennung des Spinozismus, sondern in so mancher andern Anregung, hauptsächlich durch die Erziehung des Menschengeschlechts. Für ein Vorurtheil aber hat der Verfasser immer die Meinung ansehen müssen, als wäre Lessing mit Winkelmann ganz Eines und desselben Sinnes und Meynens in Absicht der höchsten Absicht der Kunst. — Man höre folgende Fragmente Lessing's: »Die eigentliche Bestimmung einer schönen Kunst kann nur dasjenige seyn, was sie ohne Beyhülfe einer andern hervorzubringen im Stande ist. Dieses ist bey der Mahlerey die körperliche Schönheit. — Um körperliche Schönheiten von mehr als einer Art zusammenbringen zu können, fiel man auf das Historienmahlen. — Der Ausdruck, die Vorstellung der Historie war nicht die letzte Absicht des Mahlers. Die Historie war bloß ein Mittel, seine letzte Absicht, mannigfaltige Schönheit, zu erreichen — Die neuen Mahler machen offenbar das Mittel zur Absicht. Sie mahlen Historien, um Historien zu mahlen, und bedenken nicht, daß sie dadurch ihre Kunst nur zu einer Hülfe andrer Künste und Wissenschaften machen, oder wenigstens sich die Hülfe der andern Künste und Wissenschaften so unentbehrlich machen, daß ihre Kunst den Werth einer primitiven Kunst gänzlich dadurch verliert.— Der Ausdruck körperlicher Schönheit ist die Bestimmung der Mahlerey. — Die höchste körperliche Schönheit also ihre höchste Bestimmung u. s. w.« (Aus Lessing's Gedanken und Meinungen, zusammengestellt von Friedrich Schlegel. Th. I. S. 292.) — Wie sich der scharfscheidende Lessing den Begriff einer rein-körperlichen Schönheit denken und auf diesem bestehen konnte, begreift sich wohl; zur Noth auch, wie er sich überreden konnte, daß nach Wegdenkung jenes Zwecks, der Darstellung mannigfaltiger körperlicher Schönheit, für die Historienmahlerey kein andrer übrig bleibe, als eben — Vorstellung der Historie. Wenn aber Winkelmann's Lehre, wie sie besonders in der Geschichte der Kunst enthalten ist (die Monumenti inediti sind für die Italiener geschrieben und haben nicht gleichen urkund-

lichen Werth, wie die erste,) mit jenen Lessingischen Behauptungen in Einklang zu bringen steht; wenn es sich insbesondere als Meinung Winkelmann's erweisen läßt, daß Darstellung von Handlungen und Leidenschaften, kurz, die höchste Gattung in der Mahlerey nur erfunden worden, um eine Abwechslung körperlicher Schönheit in ihr zu zeigen, so bekennet der Verfasser, von Winkelmann nichts, überall nichts verstanden zu haben. Interessant wird immer die Vergleichung des Laokoon, als des Geistreichsten, was über Kunst im obigen Sinne gedacht worden, mit den Werken Winkelmann's in Bezug auf äußern und innern Styl beyder bleiben; die totale Verschiedenheit der beyden geistigen Behandlungsarten eines Gegenstandes muß dabey jedem einleuchtend werden,

3) Man sehe z. B, die Dasdorfische Briefsammlung. II. Th. S. 235

4) Doch auch als Folge der Zeit nach war die hier aufgestellte zu rechtfertigen, wenn zu näherer Nachweisung Raum war. Denn leicht konnte diesem oder jenem erinnerlich seyn, daß das Werk des jüngsten Gerichtes erst nach Raphaels Tode angefangen worden. Aber Michel Angelo's Styl war mit ihm geboren, und demnach auch der Zeit nach früher denn Raphael. Ohne eben den gewöhnlichen Erzählungen von der Wirkung des Anblicks der ersten römischen Werke des Michel Angelo auf den Jüngling Raphael mehr Glauben beyzumessen, als sie verdienen, oder es von diesem Zufall herzuleiten, daß der Letzte von anfänglich noch zaghafterem Styl zur Kühnheit und Großheit vollendeter Kunst gediehen, ist dennoch unläugbar, nicht nur daß Michel Angelo's Styl eine Basis der Kunst des Raphaels gewesen, sondern daß sich durch ihn die Kunst überhaupt erst zu völliger Freyheit erschwungen. — Von Correggio sollte vielleicht weniger zweydeutig gesagt seyn: »Durch ihn blühet das wahre goldene Zeitalter in der Kunst« obschon niemand leicht das Gesagte mißverstehen oder verkennen wird, was der Verfasser für das eigentlich Höchste neuerer Mahlerey gehalten.

5) Diese ganze Abhandlung weist die Basis der Kunst und also auch der Schönheit in der Lebendigkeit der Na-

tur nach: was indeß Lehre der heutigen Philosophie sey, ist den öffentlichen Beurtheilern bekanntlich immer besser bewußt, als den Urhebern derselben. So erfuhren wir durch das Mittel einer sonst mit Recht geschätzten Zeitschrift von einem solchen Kenner vor Kurzem: daß es zu Folge der neuesten Aesthetik und Philosophie — (ein weitschichtiger Begriff, worin von nahmhaften Halbkennern aus dem Haufen alles Mißfällige zusammengeworfen wird, vermuthlich um es desto besser über den Haufen zu werfen) — nur eine Kunstschönheit, aber keine Naturschönheit gebe. Wir möchten nun gern fragen, wo die neueste Philosophie, desgleichen Aesthetik, eine solche Behauptung aufgestellt; erinnerten wir uns nicht in diesem Augenblick, welchen Begriff Richter dieser Art mit dem Wort Natur, besonders in der Kunst zu verbinden pflegen. Der angeführte Beurtheiler meynt es übrigens mit jener Meinung selbst nicht übel; vielmehr sucht er ihr durch einen strengen Beweis, in den Redensarten und Formen der neuesten Philosophie, selbst zu Hülfe zu kommen. Vernehmen wir den trefflichen Beweis! »Das Schöne sey die Erscheinung des Göttlichen im Irdischen, des Unendlichen im Endlichen. Die Natur sey nun zwar auch Erscheinung des Göttlichen, aber diese — seit dem Anfang der Zeit gewesene und bis an's End der Tage dauernde Natur, wie sich der Wohlunterrichtete näher ausdrückt — erscheine nicht des Menschen Geiste, und nur in ihrer Unendlichkeit sey sie schön.« — Wir mögen diese Unendlichkeit nehmen, wie wir wollen, so ist hier der Widerspruch, daß die Schönheit Erscheinung des Unendlichen im Endlichen, dennoch aber die Natur nur in ihrer Unendlichkeit schön seyn solle. Doch sich selbst bezweifelnd wendet der Kenner ein, daß jeder Theil eines schönen Werkes doch auch noch schön sey, z. B. die Hand oder der Fuß einer schönen Bildsäule. Aber (so löst er den Zweifel) wo haben wir denn die Hand oder den Fuß von einem solchen Koloß (der Natur nähmlich)? Der philosophische Kenner gibt hiermit den Werth und die Erhabenheit seines Begriffs von Unendlichkeit der Natur zu erkennen. Er findet sie in der unermeßlichen Ausdehnung. Daß eine wahre wesentliche Unendlichkeit in jedem Theil der Ma-

terie ist, ist eine Uebertreibung, zu der sich der billige Mann gewiß nicht versteigt, spricht er gleich die Sprache der neuesten Philosophie. Und daß der Mensch z. B. noch wohl etwas mehr, denn nur Hand und Fuß der Natur seyn könnte — wohl eher das Auge — Hand und Fuß aber außerdem auch wohl noch zu finden wären — könnte nicht ohne Ausschweifung auch nur gedacht werden. Demnach mag ihm die Frage selbst nicht vernichtend genug geschienen haben, und die rechte philosophische Anstrengung beginnt erst. Es sey allerdings wahr, meynt der Treffliche, daß jedes Einzelne in der Natur eine Erscheinung des Ewigen und Göttlichen — doch wohl in diesem Einzelnen? — sey; aber das Göttliche erscheint nicht als göttlich, sondern als irdisch und vergänglich. — Das ist philosophische Kunst zu nennen! Wie auf das Gebot Apparais und Disparais die Schatten im Schattenspiel kommen und gehen, so erscheint das Göttliche im Irdischen, und erscheint auch wieder nicht, wie der Künstler es will. Doch dieses ist nur Vorspiel zu einer nachfolgenden Schlußkette, deren Glieder besondrer Auszeichnung werth sind. 1) »Das Einzelne, als solches, stellt nichts dar, als ein Bild des Werdens und Vergehens — und zwar nicht die Idee des Werdens und Vergehens, sondern ein Beyspiel davon, dadurch, daß es wird und vergeht.« (So könnte man auch von einem schönen Gemählde sagen, es stellt ein Beyspiel des Werdens und Vergehens dar, denn auch dieses fängt erst allmählig an, seine Farbenstimmung zu erhalten, dann verdunkelt es und wird vom Rauch, Staub, Würmern oder Motten augegriffen.) 2) »Nun aber erscheint in der Natur nichts, als Einzelnes« (vorhin aber war alles Einzelne eine Erscheinung des Göttlichen im Einzelnen.) 3) Also kann nichts in der Natur schön seyn, weil das Göttliche, welches doch wohl dauernd und bleibend (in der Zeit versteht sich!) erscheinen muß, dauernd und bleibend im Irdischen erscheinen müßte, damit Schönheit wäre, in der Natur aber nichts als Einzelnes, demnach Vergängliches ist. Herrlicher Beweis! Nur an einigen Gebrechen leidet er, von denen nur zwey erwähnt werden sollen. Die Behauptung Nr. 2., daß in der Natur nichts als

Einzelnes erscheine; zuvor aber waren da, wo jetzt nichts als Einzelnes ist, drey Dinge: A) das Göttliche, B) das Einzelne, in dem es erscheint, C) das in dieser Verbindung Gewordne, zugleich Göttliche und Irdische. Nun vergißt aber der Bescheidne, der kurz zuvor sein Antlitz im Spiegel der neuesten Philosophie beschaut, ganz wie es gestaltet war. Er sieht jetzt von A, B und C nur noch B, von dem freylich leicht zu beweisen steht, daß es nicht das Schöne ist, da es nach seiner eignen Erklärung nur das C seyn sollte. Er wird nun nicht im Gegentheil sagen wollen, daß das C nicht erscheine; denn auch das hatte er schon anders gemeynt. Denn A (das Göttliche) erscheint nicht für sich, sondern nur durch das Einzelne, B; also in A; C aber ist überhaupt nur, inwiefern A in ihm erscheint, also auch nur in B; gerade C also ist das einzige wirklich Erscheinende. — Das zweyte Gebrechen liegt in dem Schlußsatz, obwohl nur mit halber Sicherheit, fast nur als Anfrage eingeschobnem Nebensatz: das Göttliche, als solches, müßte doch wohl bleibend und dauernd erscheinen! Offenbar hat der wohl orientirte Mann die Idee des An-sich, ohne alle Zeit, Ewigen mit dem Begriff des in der Zeit bleibenden und endlos dauernden verwechselt, und verlangt das letzte, wenn er das erste sehen soll. Nun, wenn das Göttliche nur im endlos fortdauernden erscheinen kann, so mag er zusehen, woher er eine Erscheinung desselben in der Kunst, also ein Kunstschönes, erweisen kann. — Es kann nicht fehlen, daß dieser gründlich belehrte Mann zu andrer Zeit hingeht und wieder andern den Mißbrauch der neuesten Philosophie vielleicht nicht ohne Grund verweist, durch welche Potenzenfolge immer besseren Verstehens das Verständniß, wie man leicht sieht, immer weiter gedeihen muß.

6) Es kann dies, nähmlich daß vor den Stiftern der neueren Mahlerey Denkmähler alter Kunst gestanden, nicht einmal von den ersten oder ältesten derselben behauptet werden. Denn wie der würdige Fiorillo in seiner Geschichte der zeichnenden Künste Th. I. S. 69 ausdrücklich bemerkt, so waren zu den Zeiten des Cimabue und Giotto noch keine alten Gemählde und Statuen

wieder entdeckt; sie lagen vernachlässigt unter der Erde. »Niemand konnte daher daran denken, sich nach den Mustern, die uns die Alten hinterlassen, zu bilden, und der einzige Gegenstand des Studiums für die Mahler war die Natur. An den Werken des Giotto, Schülers von Cimabue, bemerkt man, daß er sie schon fleißig zu Rathe gezogen. Auf diesem Pfade, der auf die Antike vorbereiten und näher dazu hinleiten konnte, ging man nach seinem Beyspiele fort, bis, wie derselbe Geschichtschreiber S. 286 bemerkt, das Medicäische Haus (nahmentlich mit Cosmus) anfing, Denkmähler der alten Kunst aufzusuchen. »Vorher mußten sich die Künstler mit den Schönheiten begnügen, welche ihnen die Natur darbot, doch hatte diese fleißige Beobachtung den Vortheil, daß dadurch eine mehr wissenschaftliche Bearbeitung der Kunst vorbereitet wurde, und die folgenden philosophischen Künstler, ein da Vinci und Michel Angelo, die den Erscheinungen der Natur zum Grunde liegenden beharrlichen Gesetze zu erforschen anfingen.« — Aber auch die Wiederauffindung der alten Kunstwerke in dem Zeitalter dieser Meister und dem des Raphael hatte keinesweges die Nachahmung derselben in dem erst späterhin aufgekommnen Sinne zur Folge. Die Kunst blieb dem einmal eingeschlagnen Wege getreu und vollendete sich ganz aus sich selbst; nichts von außen in sich aufnehmend, sondern auf eigenthümliche Weise nach dem Ziel jener Vorbilder strebend, und nur im letzten Punct der Vollendung mit ihnen zusammentreffend. Erst mit den Zeiten der Carraccis wurde Nachahmung der Antike, welche ganz etwas anders sagen will, als Bildung des eignen Sinnes nach dem Geiste derselben, förmliches Prinzip, und ging besonders durch Poussin in die Kunsttheorie der Franzosen über, welche fast von allen höheren Dingen einen bloß buchstäblichen Verstand haben. Hierauf wurde durch Mengs und durch Mißverstand der Ideen Winkelmanns dasselbe auch bey uns einheimisch, und brachte der deutschen Kunst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine solche Mattheit und Geistlosigkeit, mit solcher Vergessenheit des ursprünglichen Sinnes bey daß selbst einzelne Antlehnungen dagegen meist wieder

nur mißverstandnes Gefühl waren, das aus einer Nachahmungssucht in die andre noch schlimmre führte. Wer kann läugnen, daß in den letzten Zeiten sich wieder ein weit freyerer und eigenthümlicherer Sinn in deutscher Kunst gezeigt hat, der, wenn alles zusammenstimmte, große Hoffnungen gewährte, und vielleicht den Geist erwarten ließe, der in der Kunst denselben höhern und freyern Weg eröffnete, der in der Dichtkunst und den Wissenschaften betreten worden ist, und auf dem allein eine Kunst werden könnte, die wir wahrhaft unser, d. h. eine Kunst des Geistes und der Kräfte unsres Volkes und unsres Zeitalters nennen könnten.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Jon.

Schauspiel in fünf Aufzügen.

Von

A. W. Schlegel.

Personen.

Ion.

Kreusa.

Xuthus.

Phorbas.

Pythia.

Apollo.

Der Schauplatz ist vor dem Tempel des Apollo zu Delphi.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Jon.

Sieh, schon bepurpurt des Parnassus Gipfel
Der Frühe Schein, der goldne Sonnenwagen
Erhebt sich glorreich in die blaue Bahn;
Und kaum noch scheuchte den gesunden Schlaf
Des Morgens frischer Hauch mir von den Wimpern:
Drum eifrig an mein Werk, den heil'gen Dienst!
Vor allem aber muß ich dich begrüßen,
Apollo, heitrer Gott! der du von droben
Das milde Licht herab zur Erde sendest,
Und hier im Tempel mit der Weisheit Sprüchen
Die dunkle Brust den Sterblichen erleuchtest.
O küsse meine Stirn mit reinem Strahl,
Du, den Gebieter ich und Vater nenne,
Weil du im Heiligthum mich auferzogst,
Auf daß ich, von der Menschen wüstem Treiben
Ganz unberührt, der Jugend regen Trieb,
Das frohe Leben deinem Dienste weihte.
Hier saug' ich deinen Athem in der Luft,
Und es umfängt mich dieser Haine Schatten
So zärtlich wie dein väterlicher Arm.

Mir schweifen irr und unbestimmt die Wünsche
Nicht in die Ferne: laß nur stets mich weilen
Bey dir, und sey mir wohlgefällig nah,
So hast du mir das schönste Loos gewährt.
Ein jeder Tag erneut mir Lieb' und Lust,
Wie täglich frisch gepflückte Zweig und Kränze
Von deinem ewig grünen Lorbeerbaum
Hier diese Säulen, dieses Thor umwinden.
Schon legten sie die Diener mir bereit.
Wohlauf!

(Er nimmt aus einem vor dem Tempel stehenden Korbe Lorbeerkränze und Guirlanden, hängt jene an die Thürpfosten, und umschlingt mit diesen die Säulen.)

So! Nun hat Phöbus Haus den blüh'nden Schmuck,
Der ihm gebührt: denn, liebt er schon die Pracht
Des Goldes, und die weißen Marmorwände,
An denen weiser Künstler Hand Gestalten
Der Götter kühn und groß herausgebildet,
Ist Daphne's Haar ihm doch vor allem werth.
Nun soll Kastaliens silberklarer Thau,
Von priesterlichen Mägden mit der Dämmrung
Am Felsenborn geschöpft in diesen Krug,
Der Schwelle Zugang reinigend benetzen,
Wie der Gebrauch es fodert, und mein Amt.

(Er sprengt aus einem vor dem Tempel stehenden Gefäße.)

Auch das geschah. Jetzt kommt, ihr leichten Waffen,
Die nach Apollo's Bild ich tragen darf!

(Er hängt einen Köcher um, und nimmt den Bogen in die Hand.)

Mit euch durchwandl' ich ringsum den Bezirk,
Und wo nur freches lärmendes Gefider,
Sein Nest zu baun an unerlaubter Stelle,
Die schönen Zierden zu verschänden, naht,

Da trifft sie mein befiedertes Geschoß.
Doch wenn Zeus Adler aus den Wolken fährt,
Wenn Phöbus tönender Genoß, der Schwan,
Mit Purpurfüßen durch die Lüfte rudert,
Scheuch' ich nur mit Geräusch sie: denn ich mag
Des Himmels Abgesandte nicht ermorden,
Die vorbedeutend lenken ihren Flug.

Zweyter Auftritt.

Jon. Pythia.

Pythia.

Sey mir gegrüßt, mein Jon.

Jon.

Mir noch schöner,
Du mütterliches Haupt. So früh schon wach?

Pythia.

Mich weckten die Gedanken, die das Alter
Kaum schlummern lassen, wenn der müde Leib
Des tiefen ungestörten Schlafs bedürfte.
Der Tag, der eben lächelnd aufgegangen,
Bewegt für dich mit Rührung mein Gemüth.

Jon.

Was bringt der Tag so ahndungsvolles mit?

Pythia.

Heut sind es grade sechzehn Jahr, daß dich
Dein Schicksal meiner Sorge hat vertraut.

Jon.

Ich werd' es dankbar preisen immerfort.

Pythia.

Ich trat wie eben jetzt vor diese Pforte,
Frühmorgens in das Heiligthum zu gehn.

Da fand ich dich hier auf der Schwelle liegend,
Den neugebornen Säugling; zwar in Windeln
Gehüllt, in einem Körbchen wohl verwahrt,
Doch hatte kalter Nachtwind dich durchschauert,
Auch mochtest du wohl manche Stunde lang
Schon nach dem süßen Mutterbusen schmachten:
Du zitterst und weintest.

Ion.

Ach ich Armer!

Pythia.

Wie? dacht' ich, hat der Dienerinnen eine
Den jungfräulichen Stand entehrt, und schiebt
Die Frucht des üpp'gen Betts, geheimer Lust,
Dem Gotte zu? Und wollte schon gebieten,
Man solle vom geweihten Umkreis dich
Entfernen, und der Wildniß überlassen.

Ion.

So wär' ich, wie ein Traumbild nur vom Leben,
Bewußtlos in die Schattenwelt gewandert.

Pythia.

Betrachtend hob ich aus dem Korbe dich,
Du zappeltest zu meiner Brust hinan,
Die niemals mütterliche Regung kannte.
Wir Seherinnen müssen einsam leben,
Wir sehn im Alter nicht ein jung Geschlecht
Um uns emporblühn: Göttersprüche nur,
Durch unser Haupt empfangen und geboren,
Sind unsre Söhne, die, wenn wir gestorben,
Noch mächtig, unsichtbar, die Welt durchziehn,
Eingreifend in der Menschen Thun und Wollen.
Wehmuth befiel mich, und sie gab mir ein,
Vielleicht vergönne mir für meine Treue
Apoll die süße Zärtlichkeit zu fühlen,

Die eine Mutter an den Säugling knüpft.
Ist doch ein leiblich Kind nur auch geschenkt,
Und in dem Schooße, der es trägt, entfaltet
Geheimnißvoll es eine höh're Macht,
Wie du vom Himmel in den Arm mir fielest.
So siegte Mitleid über meine Strenge,
Und ich beschloß, als Sohn dich zu erziehn.

Jon.

O daß es nimmer dich gereuen möge!

Pythia.

Noch hat es nicht. Als Kind umspieltest du
Holdselig, voller Unschuld, die Altäre,
Und wurdest mit dem Heiligsten vertraut.
Nun da du schlank empor zum Jüngling sprossest,
Seh' ich in dir ein muthig frey Gemüth,
Doch still und klar, nicht ungestüm verworren.
So bleib und wachse fort, daß man einst sage:
Zwar keinen Aeltern, die zu großer That
Ihn rühmlich spornten, hatt' er nachzueifern,
Bey der Geburt schon Waise; doch statt dessen
Hat er an kühner Kraft gehaltnem Maaß
Zum hohen Vorbild sich den Gott erwählt,
Als dessen Eigenthum er aufgewachsen:
Den Gott, der bald mit Pfeil und Bogen spielt,
Bald mit der Leyer allgewaltig trifft.

Jon.

Was du ermahnest, wird mir zum Gebot.
Doch wirst du zürnen, theure Pythia?
Ich kanns nicht bergen, daß mir deine Rede
Ein unruhvolles Sehnen hat erregt.

Pythia.

Sie sollte nur dich zur Betrachtung leiten.

Jon.
Mir gnügte sonst, in Delphi stets zu wohnen;
Nun drängt mein Wunsch mich in die Welt hinaus.
Pythia.
Was hoffst du beßres jenseit dieser Haine?
Jon.
Die mir das Leben gaben, möcht' ich kennen.
Pythia.
Wie weckt' ich solch Verlangen deinem Sinn?
Jon.
Der Mutter Liebe ließest du mich ahnden.
Unnennbar muß es seyn, was sie empfindet,
Wenn an ihr Herz sie den als Jüngling drückt,
Den sie gehegt hat unter ihrem Herzen,
Bevor er Luft und Licht des Himmels trank;
Unnennbar auch des Sohnes Zug zu ihr,
Wenn er der Mutter theuren Leib umfaßt,
Der seiner Kindheit süße Heimath war,
Der Stamm, auf dem er wuchs als blüh'nder Zweig,
Und der mit eignem Leben ihn genährt.
Pythia.
Und diese Freude hast du nie gefühlt.
Jon.
Vergib dem undankbaren Jon, Mutter,
Der außer dir noch eine Mutter sucht.
Pythia.
Ich tadle nicht das kindliche Begehren,
Wär sie nur dessen werth, die dich gebahr.
Versiegt war ihrer Liebe Quelle, wie
Sie dir den Trank aus ihrer Brust versagt,
In bittern Tod hat sie dich ausgestoßen.
Jon.
O schilt sie nicht! Wer weiß, welch ein Verhängniß

Die Widerstrebende mit hartem Zwang
Umstrickt, daß sie sich heimlich mir entriß,
Und überstandnes Weh mit neuem häufte.
Doch streb' ich nach der Mutter nicht allein,
An meinem Vater möcht' ich auch hinaufsehn.
Oft hört' ich Fremden mit Entzücken zu,
Die das Orakel zu besuchen kamen,
Wenn sie mir rühmend ihr Geschlecht berichtet.
Sie sprachen stolz der Väter Nahmen aus,
Beym Angedenken ihrer Thaten wallte
Das edle Blut, das sie von jenen erbten,
In ihren Wangen auf. So führten sie
Den Ursprung bis in alte Zeit zurück,
Aus deren Nebel nur Heroen-Bilder
Mit wunderbarem Glanz der Nachwelt leuchten.
Nicht selten schloß ein Halbgott oder Gott,
Als erster großer Ahnherr ihres Stamms
Sich an die schöne Reihe krönend an.
Wie glücklich muß der seyn, der sich verwandt
Dem Würdigsten mit gleichem Anspruch weiß!

P y t h i a.

So manches Gut verliehen dir die Götter,
Vielleicht dies Eine sollst du nicht genießen.

I o n.

Sag, hast du keine Spur von meiner Abkunft?

P y t h i a.

Nein, keine die uns näher führen könnte.
Nur so viel glaub' ich sicher einzusehn,
Du kamst auf Delphi's Boden nicht zur Welt.
Denn, wenn die Nachbarstadt sie in sich faßte,
In sechzehn Jahren hätte deine Aeltern
Doch irgend wohl ein Zeichen mir verrathen.

Jon.

So ward ich aus der Fremde hergebracht.

Pythia.

Von einer Hand, die ganz verborgen blieb.

Jon.

Warum befragen wir Apollen nicht?

Pythia.

Du könntest hören, was dir nicht gefiele.

Jon.

Wem kanns mißfallen, sein Geschlecht zu wissen?

Pythia.

Wenn knechtische Geburt dich nun beschämte?

Jon.

Sehn denn wie ich der Sclaven Kinder aus?

Pythia.

Die Pflege kann des Blutes Art veredeln.
Jetzt bist du einzig deiner Thaten Sohn,
Und darfst so mit den Edelsten dich messen.
Doch nicht der Aeltern Dienstbarkeit besorg' ich
Und dein Erröthen: noch weit unwillkommner
Könnt' ein Orakel deinen Ursprung melden.
Der Sterblichen verworrne Leidenschaften
Kennst du noch nicht, mein Sohn; sie trennen und vereinen,
Was nicht getrennt, was nicht vereint soll seyn:
Im Ehbett lagert sich die Buhlerey,
Und üppig Blut vermischt sich mit sich selber.
Was Wunder, wenn sie solchen Bundes Frucht
Und ihrer finstern Heimlichkeit Verräther,
Gewaltsam, fühllos, auszusetzen eilen?

Jon.

Doch sollte, wer verbrecherisch ein Kind
Erzeugt, dem Gott es darzubieten wagen?

Pythia.

Mit dem Verbrechen stirbt die Scham vor Göttern,
So wie die Furcht vor Menschen erst erwacht.

Jon.

Weh! welchen Zweifel wirfst du mir entgegen,
Woher vielleicht mein Leben sich entsponnen!

Pythia.

Was deine That nicht war, darf dich nicht kümmern,
Bewahrst du um so reiner nur dich selbst.

Jon.

Allein bis dieser Nachtgewebte Schleyer
Von meiner Herkunft weggehoben wird,
Muß ich als Fremdling fern von Menschen stehn,
Und kann mich nicht in ihre Kreise traulich
Verschlingen: ich vernahm mit Schaudern wohl,
Wie sich Unwissenheit des eignen Stamms
In Haß und Liebe schrecklich hat verirrt.
Es kann ein Sohn den nicht erkannten Vater
In raschem Zorn erschlagen, und als Braut
Bey Hymens Fackeln heim die Schwester führen.
Was sichert mich, den Fündling ohne Nahmen,
Vor unfreywill'gem Frevel gleicher Art?

Pythia.

Apollo's Lieb' und seines Tempels Dienst.
Erwart' in Ruh, bis die bestimmte Zeit
Die Knoten deines Schicksals lösen wird,
Denn Vorwitz könnte sie noch fester schürzen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Phorbas mit Gefolge von Sclaven, die kostbare Gefäße, Teppiche u. s. w. tragen.

Phorbas.

Seh' ich allhier die Delphische Prophetinn?

Pythia.

So ist es. Was von ihr begehrend kommst du?

Phorbas.

Zuvörderst Heil dem Gott, der dich begeistert,
Dann ehrerbiet'ger Gruß dir, große Pythia!
Mich sandten die Gebieter mit Geschenken
Voraus, ob Phöbus günstig sie empfinge.
Denn ihn um Rath zu fragen, machten sie
Sich auf den Weg, um Dinge von Gewicht.

Pythia.

Nach dieser Zeug' und edlen Erzes Pracht
Muß deine Herrschaft hochbegütert seyn.
Sag' ihre Heimath an und ihren Nahmen.

Phorbas.

Ihr Wohnsitz prangt im herrlichen Athen.
Kreusa, Erichthonius Enkelinn,
Ist meine Fürstinn; Xuthus, ihr Gemahl,
Führt jetzo dort das königliche Scepter.

Pythia.

Nicht unbekannt ist Xuthus Nahme mir,
Wenn du vom Sohne des Thessal'schen Hellen,
Und Aeolus und Dorus Bruder sprichst.

Phorbas.

Derselbe ists.

Pythia.

Er kam vor manchen Jahren,
Von seinen Brüdern ausgetrieben, her,

Und trug hier in den Pyth'schen Wettespielen
Den Preis davon. Froh des errungenen Siegs
Befragt' er den Apoll um sein Geschlecht.
Ihm ward zur Antwort: wie sein Vater Hellen
Auf das gesammte Volk der Griechen, und
Auf Einen Stamm der Brüder jeder künftig
Den eignen Nahmen übertragen werde,
So sey für sein verlornes Erbtheil ihm
Beschieden zum Ersatz, in zweyen Söhnen
Als Ahnherr zweyer Stämme fortzuleben.

Phorbas.

Oft ward der Göttersprüch von ihm gerühmt,
Allein bis jetzt blieb die Erfüllung fern.

Pythia.

Wie kam es, daß der Pallas heilig Volk
Den Fremdling sich zum Oberhaupt erkohr?

Phorbas.

Weil uns im schwerem Kriege mit Euböa
Sein Arm und seine Schaaren beygestanden,
Ward er gewürdigt, mit Kreusens Hand
Des alten Cekrops Scepter zu empfangen.

Pythia.

Grünt außer ihr den sonst kein andrer Zweig
Von Erichthonius Erd entsproßnem Stamm?

Phorbas.

Sie ist allein noch übrig in Athen.
Ach, deine Worte mahnen, Priesterinn,
Mich an die Unglücksfälle dieses Hauses,
Dem ich ein langes Leben treulich diente.
Voll Hoffnung fängt die Jugend strebend an,
Und der Bemühung Früchte winken ihr
In goldnem Glanz; doch immer weicht das Ziel:
So schleicht das Alter unerfreulich näher,

Und ganz zum Nachtheil wenden sich die Zeiten,
Daß wir, je mehr sich die Erfahrung häuft,
Je minder stets erlebt zu haben wünschen.
In bessern rüst'gen Tagen pflegt ich einst
Die Kindheit des Erechtheus, dessen Vater
Minerva's vielgeliebter Zögling war.
Er wuchs heran zu reifer Männlichkeit,
Und wie in Heldenkämpfen seine Kraft,
So blühte seine Lust in vielen Kindern.
Der Thracier Eumolpus überzog
Furchtbar Athen mit Krieg; mein frommer König,
Nicht der Gewalt des Arms allein vertrauend,
Begehrte Rath der Seher, wie er sicher
Des Sieges könnte seyn. Ein streng Orakel
Ward ihm, das seine erstgeborne Tochter
Als Opfer für die Unterird'schen foderte.
Da offenbarte sich der freye Muth,
Dem mehr das Vaterland als alles gilt:
Nicht die Erwählte bloß verschmähte Zwang,
Die Schwestern wollten sie nicht überleben,
Und gaben sich freywill'gem Tode hin.
Unmündig noch blieb nur Kreusa übrig,
Und ward durch ihrer Mutter Tod, die Trauer
Dahinriß, bald verwaist. Erechtheus schlug
Im Kampf den riesenhaften Sohn Neptuns;
Allein Eumolpus Vater, ihn zu rächen,
Stieß mit dem Dreyzack an die Felsenküste,
Und nächtlich grause Tiefe, gähnend, schlang
Den Sieger ein. O wär' ich ihm gefolgt!
Denn seine Söhne konnten um die Herrschaft
Nicht einig werden, daß die Aeltesten und
Das Volk, aus Furcht, es möchte die Parteyung
Ausbrechen in der Bürger Wechselmord,

Sie sämmtlich bannten aus Athens Gebiet.
Als nun der Krieg von den Euböern drohte,
Verhießen sie dem, der den Feind zu dämpfen
Durch List und Tapferkeit am meisten hülfe,
Kreusen zur Gemahlinn und das Zepter,
Was Xuthus, wie du schon vernahmst, erwarb.

Pythia.

Und segnet Fruchtbarkeit und Friede nicht
Das Land bey dieser Eh' und seinem Reich?

Phorbas.

Schon mancher Erndten reiche Frucht gedieh,
Seit ein gemeinsam Lager unsre Fürstinn
Mit dem erwählten König hat verbunden,
Und immer sahn wir keine schöne Saat
Von Kindern noch aus seinem Boden keimen.
Das Volk verlangt mit trüber Ungeduld
Nach einem Erben seines Königshauses,
In dessen wunderbarem Ursprung es
Sein uranfänglich Recht an Attika
Und seiner heimischen Erzeugung Bild
Erblickt, und darum auch in dessen Fall
Den eignen Untergang voraus sich deutet.
Die öde Kinderlosigkeit erscheint
Den Murrenden ein Fluch der Pallas, weil
Die hohe Stadtbeschirmerinn unwillig
Auf Cekrops Stuhl den Fremdling sitzen sehe.
Voll Zuversicht bot Xuthus oft schon an,
In Delphi's Gott zu dringen, wie sich ihm
Der herrlichen Nachkommenschaft Verheißung
Erfüllen möchte, die der längst ertheilt.
Mit ungestümem Eifer stimmte dann
Kreusa bey, und trieb auf das Vollbringen.
Doch, wenn es nahte, schien ein seltsam Zagen

Sie zu befallen, und es unterblieb.
Nun hat sie endlich den Entschluß behauptet,
Und beyde nahn verlangend dem Orakel.
Mir folget auf dem Fuß die Königinn,
Und Xuthus weilt nur unterwegs noch eben
Bey des Trophonius Höhle, jenem dunkeln
Wahrsager Lösungen und Gegenmittel
Der unfruchtbaren Abgestorbenheit,
Wie hier dem lichten Phöbus, abzufragen.
Du weißt nun alles.

Pythia.

Mein Gemüth bewahrt es.
Sie mögen kommen; denn es ist der Tag
Der unbegabten keiner, wo ich nicht
Mich auf den weisen Dreyfuß setzen darf:
Ich gehe, seine Bräuche zu bereiten.
Du, guter Greis, wirst nach der Reise Ruh
Bedürfen, und Erquickung, tritt herein.
Dich, Jon, lass' ich hier, mit reinem Gruß
Die königliche Gäste zu empfangen.

Vierter Auftritt.

Jon.

Willkommen ist der Dienst mir. Schon befreundet
Ein wunderbarer Zug mich mit dem Loose
Der Unbekannten; gleicht es meinem doch:
Sie suchen Kinder und die Aeltern ich.
O möchte diese tief im Menschenbusen
Gebornen, ew'gen, liebevollen Wünsche
Bald ohne Täuschung uns Apoll gewähren,
Daß ich mich in die Quelle meines Lebens
Mit freudiger Umarmung tauchen möge,
Und ihnen blüh' ein würdiges Geschlecht!

Fünfter Auftritt.

Ion, Kreusa mit Gefolge, das sich nachher in den Hintergrund verliert.

Kreusa.

Wir sind am Ziel der Reise. Ja, ich sehe
Die hochberühmte Wohnung des Apoll.
Wenn mich der stolze Bau noch zweifeln ließe,
So geben sie die Lorbeerzweige kund,
Das schöne Denkmal jener spröden Nymphe,
Die seine Lieb' in starren Tod gejagt.
Ists doch als schlänge sie, ach, nun zu spät!
Um den Verfolger liebevoll die Arme.
Was klopfst du, ungeduldig banges Herz,
Und deutest mir beym Eintritt übles vor?
Wir wollen das Orakel ruhig hören,
Was es auch offenbar' und was verschweige.

Ion.

Schon wartet drinnen dein die Pythia.
Allein wie kommt es, Fürstinn von Athen,
Daß du vom heitern Anblick dieses Tempels,
Der sonst die Sterblichen mit Freude füllt,
Hinweg dich wendest, und mit innrer Wehmuth
Zu kämpfen scheinst? Ich kenne nichts, als Delphi,
Doch Fremde hört' ich jubelnd oft betheuern,
Daß sie auf Erden schön'res nie gesehn.

Kreusa.

Wer bist du, Jüngling, der so freundlich fragt?

Ion.

Man heißt mich Ion; keinen Vater weiß ich
Zu nennen, als den Gott, der rings hier waltet.

Kreusa.

Ein Sohn Apolls? O ja, du wärst es werth.

Jon.

Sein Zögling bin ich mindstens, und sein Diener,
Von Kindheit sein geweihtes Eigenthum.

Kreusa.

Bot jemand dich dem Gott zur Gabe dar?

Jon.

Man fand als Säugling mich auf dieser Schwelle.

Kreusa.

Vielleicht von deiner Mutter ausgesetzt?

Jon.

So muß es seyn; sie blieb noch unentdeckt.

Kreusa.

Wie konnte sie solch lieblich Kind verstoßen?

Jon.

Du weißt wohl: Scham bedrängt die Frauen oft.

Kreusa.

Ich weiß es, ja; und macht die Sanften hart.

Jon.

Wenn sie nur endlich mir sich zeigen wollte,
Um die versäumte Liebe nachzuhohlen!

Kreusa.

Ach, welche Liebe bringt das zarte Pflegen
Am Mutterbusen ein, das du verlorst?

Jon.

Wie sie, die mich gebar, auch gegen mich
Gesinnt war, hat sie doch glückſel'ge Tage
Mir zubereitet; denn ich führe hier
Ein stilles Leben zwischen heil'gen Bäumen,
Bildsäulen und Altären, schmücke täglich
Das herrliche Gesäul mit frischen Kränzen,
Und sorge, daß Geräth und goldner Zierrath
In unverletzter Reinheit immer glänze.
So wird mir, was ich treu bewahr' und ordne

Zwar göttlich Eigenthum, doch wie mein eigen,
Mein Werk, mein Leben und mein ewig Fest.
Sieh, darum staunt' ich, edle Königin,
Wie diese schöne Welt dich traurig machte.

Kreusa.

Es waren Wolkenbilder ferner Zeiten,
Die meine Augen feuchtend überzogen:
Dein Blick und dein Gespräch hat sie zertheilt.

Ion.

Von dem vorausgesandten Greis erfuhr ich,
Dir fehl' ein großes Gut bey großen Gütern,
So, daß dich Wehmuth leicht ergreifen kann.
Je reicher dich dein Königshaus umgiebt,
Je öder scheint es wohl der Kinderlosen.

Kreusa.

Apollo weiß, wie kinderlos ich bin.

Ion.

Du solltest Mutter edler Söhne seyn.
Gewiß, gewiß, du wirst es noch erleben!
Denn, wie ich eben wundersvoll vernahm,
Bist du des großen Erichthonius Enklin,
Und Pallas, die Beschirmerinn Athens,
Hat deines Stammes Ursprung selbst gepflegt.
Wie ließe sie so bald ihn untergehn?

Kreusa.

Doch meine Opfer und Gebete haben
Bis jetzo nichts gefruchtet, und ich sorge
Daß unfreywill'ge Schuld mich ihrer Gunst
Verlustig machte. Ernst ist das Gebot
Der Göttinn, streng der Uebertretung Strafe;
Das haben Cekrops Töchter wohl erfahren.

Ion.

Sag, wie verdienten sie Minervens Zorn?

Kreusa.

Die hohe Jungfrau hatte ihren Liebling,
Das Erdgeborne Kind, in einer Kiste
Vor allen Menschen und dem Tag verschlossen,
Den Schwestern zur Bewahrung anvertraut
Mit dem Befehl, bevor sie wiederkäme,
Den Deckel nicht zu öffnen; denn geheim
Und wunderbar, wie er zuerst entsproß,
Sollt' er in dunkler Enge sich entfalten.
Doch Neugier lockt sie zum Verbotnen, und es reißt
Vorwitzig ihre Hand das Kästchen auf.
Sie sehn den Knaben lächelnd drinnen liegen,
Den zarten Leib umwunden von zwey Schlangen,
Die ihm als Hüther beygegeben sind,
Und ihnen in ihr frevelnd Auge starren.
Der Anblick scheucht sie mit Entsetzen auf,
Das Grausen wird zur wildverirrten Wuth,
So, Arm in Arm, die Haare flatternd, stürzen
Sie sich vom schroffen Fels hinab ins Meer.
Seitdem befolgt des Erichthonius Stamm
Die Sitte, jedem Säugling in die Wiege,
Zum Angedenken jenes fruchtbarn Schutzes,
Ein goldgeringelt Schlangenpaar zu legen.

Ion.

Der Pallas Rache, deutest du sie recht,
Zeigt ja, wie sehr für dein Geschlecht sie eifert,
Und dessen Feinden selbst feindselig ist.
Doch hätte sie sich eine Zeitlang auch
Dir abgewendet: hülfreich ist der Himmel,
Ein andrer Gott gewährt, was einer weigert.

Kreusa.

So heißest du mich auf Apollen hoffen?

Jon.

Und kamst du nicht mit dieser Hoffnung her?

Kreusa.

Es hegt sie mein Gemahl mehr als ich selbst.

Jon.

Du nahst dich hier dem freundlichsten der Götter.

Kreusa.

Du rühmst ihn billig: dir erwies er Gutes.

Jon.

Du hast nur seine Liebe nicht erprobt.

Kreusa.

So wars mein Glück; ein Mensch erprobt die Liebe
Der Himmlischen doch niemals ungestraft.

Jon.

Erkläre mir dies räthselhafte Wort.

Kreusa.

Vernahmst du nie, wie in des Donnrers Armen
Einst Semele zu Asche niedersank?
Wohlthaten kommen uns von höhern Wesen,
Doch Liebe kann das Gleiche nur gesellen.
Hör' an, was mich auf den Gedanken leitet;
Dein offner Blick flößt Zuversicht mir ein.
Ich bringe, außer meinem und des Gatten
Anliegen, einer Freundinn Auftrag mit
Zu des Orakels vielbesuchtem Sitz:
Ist kein geheimer Ausspruch zu erlangen?
Du, der du stets beym Heiligthum verkehrst,
Kannst etwas mir mit Rath behülflich seyn.

Jon.

Zu schweigen wie zu reden weiß die Pythia,
Ich lernte nur zu schweigen, wo ich soll.
Nicht weisem Sinn, doch einer treuen Brust
Wirst du vertraun, was dich zu drücken scheint.

Kreusa.

Hör' an. Vergib mein Zögern, denn der Ruf
Der Frau'n ist ein zerbrechlich kostbar Gut.
Ein Weib, das ich als schuldlos kenn' und edel,
Doch deren Nahmen ich nicht nennen darf,
Betheuert, daß Apoll ihr einst genaht,
Und ihr der Jugend jungfräuliche Blüthe,
Ein Gott der schwachen Sterblichen, entwandt.

Jon.

Sag keine Frevel, fremde Königinn.

Kreusa.

Die Wahrheit ist zu sagen stets erlaubt.

Jon.

Daß Götter Zucht und Sitte so zertreten?

Kreusa.

Es muß der Mensch die Uebermacht wohl dulden.

Jon.

Weißt du, ob jene nicht mit schönen Nahmen
Des unerlaubten Lagers Schmach bemäntelt?

Kreusa.

Das braucht sie nicht, denn keine Spur, kein Zeuge,
Hat an das Licht gebracht, was sie erlitt.
Die Mutterliebe trieb sie einzig an,
Was ich erzähle, mir zu offenbaren.
Das Kind, das von der heimlichen Umarmung
Ihr Schooß gebar, hat sie, von Angst gedrängt,
Zu einer dunkeln Höhle hingetragen,
Es brünstig seinem Vater anbefehlend.
Doch als sie wieder hinkam, nachzusehn
Was draus geworden, ach! da war es fort,
Und sie zerraufte schreyend sich das Haar.

Jon.

Und fand sie keinen Gang von Menschen oder

Raubthieren, nach dem Orte hin bezeichnet?
Den Boden nicht bethaut von blut'gen Spuren?

Kreusa.

Von allem nichts; verschwunden war das Kind.
Nun wünscht sie hier in Delphi zu erforschen,
Ob es gerettet ward, und, schaut es noch
Das Licht der Sonne, wie und wo es lebt.

Jon.

Die arme Mutter! aber ihr Beginnen
Dünkt mir gewagt und dennoch unersprießlich.
Wird Phöbus selbst, was er mit Fleiß verhehlt,
Verkünden? Kannst du hoffen, einen Spruch
Ihm abzuzwingen, der ihn tief beschämt?
Wird sich sein Zorn nicht auf den Frager lenken?
Nein, nein! verschließe still in deinem Busen
Was, offenbart, nur Unheil bringen kann,
Was mitzuwissen schon gefährlich ist.
Beruh'ge deine Freundinn mit dem Trost,
Wenn sie nicht eitler Täuschung sich ergeben,
Daß Götter ihre Kinder nicht verlassen,
Und daß Apoll gewiß den Säugling schirmte,
Ihn nicht verschlingen oder rauben ließ,
Und irgendwo zu seiner Lust ihn pflegt.

Kreusa.

Das Kind ist ihr, sie will es auch besitzen.

Jon.

Wohl hat sie Recht; was soll ich dir erwiedern?
Den Gott zu schelten scheut sich meine Zunge,
Nicht, weil ich knechtisch fürchten ihn gelernt,
Nein, weil des Vorwurfs Widerhaken schmerzlich
Zurück sich wenden in mein eignes Herz.
Wie kann bey Menschen Recht und Tugend blühn,
Wenn selbstvergeßne Götter, Lüsten fröhnend,

Die hohe Macht, den weisen Seherblick
Mißbrauchen, reine Sitte zu bewält'gen,
Dann ihre Schmach ins Dunkel zu entziehn?
O wie ein unentfliehbar Netz umstrickt
Mich der Gedanke! Laß mich, laß mich fort,
Wo einsam ich in meine tiefste Brust
Einladen will den vielgeliebten Gott,
Ihn leise mahnen, kindisch mit ihm rechten,
Ob er mirs löst, ob ich es lösen kann.
Denn vielverschlungen sind des Schicksals Wege,
Kurz unser Blick und für die Zukunft blind.

(Ab.)

Sechster Auftritt.

Kreusa.

Welch schuldlos rein Gemüth des blühnden Knaben!
Ihm konnt' ich ohn' Erröthen mich vertraun.
In diesem Alter wäre jetzt mein Sohn,
Wenn die Harpyien nicht vom Angesicht
Der Erd' ihn grausam weggerissen hätten.
Doch, wenn er unverhofft sich wieder fände,
Und gliche diesem hier an holdem Wesen,
An schöner Leibsgestalt und freyem Muth:
Gern wollt' ich ihn vor aller Welt erkennen,
Und kühnlich sagen: Seht den Sohn Apolls!
Wer kann das Götterblut in ihm bezweifeln?
Aus meiner lange heimlich glühnden Scham
Würd' er hervorgehn, wie die Sonne herrlich
Des Morgens Purpurwolken überstrahlt,
Die stolze neidenswerthe Schuld zu segnen.
Heut sind es sechzehn Jahr seit jener Nacht,
Als ich von ihm wie von mir selbst mich trennte,

Und heut muß unser Schicksal sich entscheiden.
Wozu bedarfs Umschweife noch? geheimes
Befragen des Orakels? Wenn Apoll
Auf mein und des Gemahls gemeinsam Wort
Mir keine Spur gibt von dem Schmerzenkinde,
So ist es längst dahin, und er verläugnet's
Wie er es ließ verderben; und dann hab' ich
Nichts zu verlieren mehr, und nichts zu hoffen.

Siebenter Auftritt.

Kreusa. Xuthus mit Gefolge.

Xuthus.

Ich komme, theure Gattinn, eilig nach,
Damit dich mein Verweilen nicht bekümmre.

Kreusa.

Was bringst du von dem unterird'schen Seher,
Bey dem ich ungern dich zurückgelassen?

Xuthus.

Kehr mit mir heim: noch ist kein Schritt gethan,
Noch lockten wir aus unsrer Zukunft Höhle,
Indem wir da nach Segensschätzen forschen,
Des grausen Unheils Drachen nicht hervor,
Der drinnen schläft, und uns den Zugang wehrt.

Kreusa.

Versteh' ich recht? wir sollten Delphi wieder
So unverrichteten Geschäfts verlassen?
Wie hat sich plötzlich dein Entschluß verändert?

Xuthus.

Glaub mir, uns frommt am besten, gleich zu gehn.

Kreusa.

Wie soll ichs, bis du mich belehrt, warum?

Xuthus.

Noch bin ich ganz verstört, und sammle kaum
Die schweifenden Gedanken zum Bericht.
Nicht daß mir die Erinnrung wär' entschwunden:
Denn als ich aus dem Schooß des Abgrunds kam,
Hat mich der Stuhl Mnemosyne's empfangen,
Und was mir erst vorschwebte, steht unwandelbar
In düstrer Deutlichkeit vor meiner Seele.
Nachdem ich in der Felsgehau'nen Grotte
Der Weihung letzte Bräuche noch vollbracht,
Steckt' ich die Füße durch den dumpfen Eingang,
Woraus die Unterwelt zu athmen scheint.
Abhängig wie ein jäher Wassersturz
Riß es hinab mich, auf den Rücken liegend,
In rascher Eil und unermeßlich weit.
Bewegungslos erwartend lag ich drunten,
Ich sah noch nichts, ich hörte nur Gezisch,
Und wunderbare Stimmen aus der Tiefe.
Die Klagetöne schienen bald in Wirbeln
Zu steigen, sich zu sondern und gestalten,
So bebten mir Erscheinungen vorüber,
Angstvoll doch unbegriffen. Kinder winselnd,
Dann flieh'nde Weiber mit zerstreuten Haaren,
Ein Jüngling, wild nach ihrem Busen zielend,
Und, was am meisten mich mit Schauder füllte,
Ein Schattenpaar, das zärtlich sich umarmte,
Umstrickten Furien ungesehn mit Schlangen.
Dazwischen starrten mich Gorgonenhäupter
Hohnlachend an, aus allen Sinnen scheuchend.
Ich wollt' an Heil und Leben schon verzweifeln,
Als zu mir trat ein Mann von ernstem Anblick,
Fast wie der Helfer Aesculap gebildet,
Von Bart ehrwürdig und von hoher Stirn,

Auf seinen Zauberstab die Rechte lehnend.
Trophonius war es, und er sprach also:
Nicht vorgreif' ich dem Delphischen Sitz und dem Seher Apollo;
Aber hüthe dich, Xuthus, daß, deinem Geschlecht nachstrebend,
Nicht du den Fall des Geschlechtes erwirbst, und des Hauses Zerrüttung.
Kaum hatt' er seine Weissagung gesprochen,
So ward ich wiederum empor gerückt,
In gleicher Bahn und Weise, nur das Haupt
Noch rückwärts nach den frost'gen Schatten hangend,
Bis sich des Himmels Wölbung wieder aufthat.
Nun weißt du's: folge meinem Rath, Kreusa!
Es bleibe das Orakel unbefragt.

Kreusa.

Und wir in unserm kinderlosen Stand.

Xuthus.

Weit besser, als von Grund aus untergehn.

Kreusa.

Ein unerfreulich Leben gleicht dem Tode.

Xuthus.

Doch selbst den Tod kann Unglück bitter machen.

Kreusa.

Wir haben an den Göttern nicht gefrevelt,
Laß uns doch prüfen, wie sie's mit uns meynen.
Ein großes Gut steht uns vielleicht bevor,
Was nur der unterird'schen Mächte Neid
Durch leere Schreckniß zu verlarven strebt,
Damit wir der verhängnißvollen Urne
Mißtrauisch nimmer nahen sollen, oder
Mit banger Hand fehlgreifen unser Loos.

Ja, laß uns wagen, glücklich seyn zu wollen.
Entfernt noch, zagt' ich oft vor dem Versuch,
Doch jetzt umfängt mich hell die Gegenwart.
Der Tempel, diese Pforte, diese Säulen,
Sie scheinen gastfrey uns hereinzuladen,
Ein flüsternd Säuseln regt sich durch den Hain
Als Vorgesang beseligender Sprüche.
Der Tag ist heiter, und die Zeichen günstig:
Auf zu dem heil'gen Dreyfuß! komm, o komm!

Xuthus.

Du überredest mich beynah, zerstreust
Durch deines Muths Begeistrung mir das Grausen,
Womit der nächtliche Prophet mich schreckte.

Kreusa.

Es war nur die Betäubung von den Dünsten,
Die Blendung von den Schatten jener Gruft:
Hier scheucht sie von der Stirn der Lüfte Schmeicheln,
Der Gruß des Lichtes von dem klaren Auge.
Was wagen wir? Und alles zu gewinnen,
Wär' alles dran zu wagen nicht zu viel.
Wir wollen muthig hoffen, brünstig beten:
Ich will Latonen noch ein Opfer bringen,
Daß bey dem Sohn die Mutter für mich spreche;
Geh du indeß zur Pythia hinein.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Jon singt zur Leyer.

Strophe.

Du hochragendes Haupt des Lorbeers,
Zeus himmlischem Blitze nie verwundbar,
Noch wildstürmenden Wintern
Je hinstreuend den grünen Schmuck!
Gesangliebenden Schatten beut mir
Kühl wehend, damit ich
Der viersaitigen Leyer Wohllaut
Anstimme dem Wiederhall,
Daß auf melodischen Wellen die Seele mir,
Aus banger Zweifel Wirbeln,
Sanft hingleitend im Hafen ausruhe, wo
Die geliebten Wünsche wohnen,
Wo Zutrauen den Anker auswirft.

Gegenstrophe.

Dein lichtstrahlendes Götter-Antlitz,
O du, der im reinsten Thaue badet
Die goldlockige Scheitel
Am Felsborne Kastalia's,

Apoll! dürft' ich es schaun nur Einmal;
Anredens gewürdigt
Mich hinwerfen zu deinen Füßen,
Inbrünstiger Liebe voll
Was die Olympischen Säle verherrlichet,
Der sel'gen Inseln Wonne,
Schwellt nie sehnend den Busen an, nie mit Neid
Ganymedens ew'ge Becher,
Dem inwohnet dein hohes Bildniß.

Nachsatz.

Wer darf göttliche That
Richten nach Schein? Warte das End' ab.
Oft bricht Sonn' aus Gewölk. Zügeln den Mund lehrt,
Wie der Niobe Söhnen,
Zornblickend, Todsendend, du erschienest.
Mir offenbare milder dich,
Wie wenn du huldreich der Musen Chor führst.
Rings her leuchte der Hain, bebe der Thalgrund,
Beflügelt weh' auch des Tempels Thor auf,
Ahndungsvoll wie beseelt schwanke der Baum hier
Bey der gewaltigen Götternäh:
Nicht soll zagen mein junges Herz,
Dir frohlockend entgegen.

Zweyter Auftritt.

Jon, Xuthus.

Xuthus.

Mit Ungeduld erwart' ich, wem ich jetzt
Zuerst begegnen soll. Seh' ich hier niemand?
O holder Jüngling, laß mich dich umarmen!

Jon.

Du unterbrichst die schöne Hymne mir:
Die Leyer ist aus meiner Hand gefallen.

Xuthus.

Zum Jubel wollen wir sie neu besaiten,
Denn uns zu großem Glücke treff' ich dich.
Kind, reiß dich nicht aus meinen Armen los!

Jon.

Was willst du, Fremdling? Es geziemt mir nicht
Dem Jüngling, der ein heilig Amt verwaltet,
Sich der Vertraulichkeit so hinzugeben.

Xuthus.

Niemand ist minder fremd sich als wir beyde:
Du bist mein Sohn, sieh deinen Vater hier.

Jon.

Trafst du vielleicht zu nah des Schlundes Mündung,
Der wahrhaft nur die Priesterinn begeistert,
Und hat der Dunst, der aufsteigt, dir das Haupt
verwirrt?
Wie, oder schwärmst du in des Bacchus Taumel?

Xuthus.

Der Freude Taumel reißt allein mich hin;
Begeistert hat mich, doch nicht lügenhaft,
Das Wort der hohen Pythia vom Dreyfuß.

Jon.

Wie lautet es? sag' an!

Xuthus.

Sie gab dich mir.

Jon.

Zu welchem Ende?

Xuthus.

Um mein Sohn zu seyn.

Ion.

So hat sie dir mit Nahmen mich genannt?

Xuthus.

Das nicht, und dennoch kann ich hier nicht irren.
Vernimm den Hergang, daß du überzeugt,
Vom ersten Staunen wieder zu dir kommend,
Dich meiner Freude willig überlassest.
Ich nahte dem Orakel, um zu fragen,
Wie die Verheißung sich erfüllen möchte,
Die es vor manchen Jahren mir gewährt:
Daß mein Geschlecht in zweyen Söhnen blühe
Und großen Völkern Nahmen geben solle.
Ich hört' als Antwort aus dem Mund der Pythia:
Tritt, Anführer Athens, hinaus vor die Hallen des Tempels:
Wem du zuerst da begegnest, den heiß' ich als Sohn dich erkennen,
Dankbar ehren fortan, von wem dir das holde Geschenk ward.
Kaum daß mein Fuß die Schwelle nun berührt,
Und rings umher mein Blick verlangend spähte,
So fielen mir die Weisen deiner Leyer,
Wie einer guten Vorbedeutung Laut,
Ins Ohr, und deine liebliche Gestalt
Ins Auge, daß ich froh entzückt hinzulief,
Die erste Vaterfreude zu genießen.

Ion.

Verzeih, daß ich die Liebkosung mißkannt,
Die du so gütig mir entgegen trugst.
Noch kann ich nicht mein neues Loos begreifen,
Es ist zu herrlich und zu wunderbar;
Hier übt' ich eben Hymnen auf der Leyer,
Ob sie des Musenführers Ohr gewönnen,

Und sehnte mich, statt aller Erdengüter,
Ihn einmal nur von Angesicht zu schaun.
Indeß gedacht' er mein im Heiligthum,
Und sendet dich, den reichbegabten Herrscher,
Den ruhmgepries'nen königlichen Helden,
Zu väterlicher Sorge mir heraus.
Wie bin ich unbemerkter Knab' es werth?

Xuthus.

Auch mich hat er zu stetem Dank verpflichtet,
Und sich freygebig wie ein Gott bewährt.
Nicht Aussicht in die Zukunft gab er mir
Wie man des Mahners Ungestüm vertröstet:
Nein, die Erfüllung stand vor seinen Thoren,
Und kam mir rasch entgegen. Kinderlos
War ich, und habe jetzo dich zum Sohn,
Der blühend schon zur Jugend aufgewachsen,
Nicht der mühsel'gen Pflege mehr bedarf,
Die an der schwachen, zweifelhaften Kindheit
Oft nicht gedeiht. Gleich einem schönen Traum,
Der sich verkörpert hätte, stehst du vor mir,
Verdienst so ganz an Bildung, holdem Wesen
Und edlem Muth Urenkel Zeus zu seyn,
Daß Kön'ge mich um dich beneiden werden.

Ion.

Du siehst mich schon mit Vateraugen an.
Doch sag: wie legst du das Orakel aus?
Meynt es, du mögest nur den Aelterlosen
An Sohnes Statt aufnehmen? oder soll
Dein wahres Blut in meinen Adern fließen?

Xuthus.

Kennst du nicht deine Herkunft, theurer Knabe?

Ion.

Man fand mich hier am Tempel ausgesetzt,
Seitdem hat niemand sich zu mir bekannt.

Xuthus.

So bist du sicher meines Leibes Sohn.

Jon.

Ich hörte doch Kreusen erst betheuern,
Daß Ihr bisher noch ohne Kinder bliebt.

Xuthus.

Kreusa freylich. Welches ist dein Alter?

Jon.

Mir wurden heute sechzehn Jahre voll.

Xuthus.

Die Zeit trifft überein. Es fehlen noch
Drey Monden ungefähr an siebzehn Jahren,
Seit ich zum ersten diesen Sitz besucht,
Da bey den Pyth'schen Spielen Cirrha's Ebne
Laut wiederhallend mich als Sieger ausrief.
Was soll ich jugendlichen Uebermuthes
Mich schämen, nun er einen Lohn mir schafft,
Den Maß und Weisheit, und ein stolzes Ehbett,
Erworben durch Verdienst, mich ließ entbehren?
Beym Schmaus, der festlich meinen Sieg beging,
(Jetzt lebt es wieder im Gedächtniß mir)
Hat mich der Freude Taumel und des Weins
Mit einer der Bacchanten hier verbunden,
Die des Parnassus Klüfte wild durchstreifen,
Und hochgeschwungen, Weinumrankt, ein Thyrses,
Statt Hochzeitfackel uns vorangewinkt.
Aus diesem Rausch mußt du entsprungen seyn.
Mich kümmerte, nach rascher Jugend Art,
Das Weib nicht ferner, noch der That Erfolg,
Und bald verließ ich diese Fluren. Jene,
Da sich in ihr des Gottes Gluth ernüchtert,
Und mit der Tage Lauf, der Monden Wechsel,
Ihr Schooß ein vaterloses Kind gebar.

Hat sie, so läßt es leichtlich sich errathen,
Die ihr allein zurückgelaßne Sorge
Abwerfend, hier den Göttern dich vertraut,
Die durch des Festes übermächt'ge Lust
Ins Leben dich gerufen. Und so hast du
Durch meine Schuld die reiche Pfleg' entbehrt,
Da Mitleid nur den Findling auferzogen.
Jetzt aber will ich dir's vergelten, Sohn,
Es soll mein stetes Sinnen einzig seyn,
Dir Glück und frohe Tage zu bereiten.

Ion.

Ich kann nicht länger zweifeln: ja, du bists,
Du bist mein Vater. Laß es mich umschlingen,
Dein würd'ges Haupt, das theure, längstbegehrte;
Laß meine Lippen sich auf deine Stirn
Und beyde Augen drücken. Dank, ihr Götter!
Apollo, du vor allen, habe Dank!
Mein unsichtbarer und Olymp'scher Vater,
Das bleibst du dennoch, ob du schon mir sichtbar
Den sterblichen Erzeuger zugewiesen.
Du Schöpfer meiner Sohnespflicht und Freuden,
Wie sollt' ich dein darüber je vergessen?
O theurer Vater, ich gelobe dir,
Ich will durch all mein Streben und mein Thun
Dem Geber und Empfanger Ehre bringen.
Umarme denn mich wieder! segne mich!
Sieh, meine Wonne fließt in milden Thränen:
Zu glücklich bin ich, aber eins doch fehlt.

Xuthus.

Was ist es? stehts in meiner Macht zu schaffen?

Ion.

Daß meine Mutter uns nicht mit umarmt;
So schlängen dreyfach sich der Liebe Ketten.

Xuthus.

Mit Recht bedenkst du sie, mein Sohn. Die dich
Geboren, ist ein werth zu achtend Weib.
Ich war ihr unbekannt, so wie sie mir,
Und viel geschehner Dinge Spur verlöscht
Die lange Zeit: doch wollen wir nicht ruhn
Bis wir sie wiederfinden, und auf Kundschaft
Von ihrem Aufenthalt und Nahmen senden,
Erst hier umher, dann in ganz Griechenland.
Mir angehören gnüge dir indeß.

Jon.

Wer weiß, ob sie der Tod nicht schon entraffte,
Und alles Forschens Mühe stumm betrügt!

Xuthus.

Vermeide Worte schlimmer Vorbedeutung.
Du blühst so frisch: wie sollte sie nicht leben,
Die mit gesunder Kraft dich ausgestattet?
Allein, wenn sie uns auch verborgen bliebe:
Mein Haus nimmt dich als Eingebornen auf,
Was es vermag, das wird auch dein; Kreusa
Wird deiner Mutter Stelle dir vertreten.

Jon.

Ach! andre Kümmerniß berührst du da:
Ich sorge, deiner Gattinn zu mißfallen.

Xuthus.

So fürchtest du stiefmütterlichen Haß?

Jon.

Es möchte mir das härtste doch begegnen,
Wenn sie nur glücklich und zufrieden wär.
Ich sah dein edles Weib hier bey der Ankunft,
Und wie ihr Herz, beklemmt von Mutterliebe,
Die keinen Ausweg weiß noch Gegenstand,
Wehmüthig hoffte, stolz verzweifelte,
Hat sie mir innig das Gemüth bewegt.

Xuthus.

Bald wird sie nun, was uns gewährt ist, sehn,
Und ruhiger daran sich gnügen lassen.

Jon.

Ungleich hat das Orakel euch bedacht.
Dir gab es heimzuführen deinen Sohn,
Der nicht der ihre ist, und nöthigt sie,
Den Fremden, Unbekannten, den Erzeugten
Aus einem Bett, von keinem Recht geweiht,
In ihrer Väter Hallen aufzunehmen.
Es wird sie immerfort mein Anblick mahnen,
Beglückter sey ein andres Weib gewesen,
Die dir ein rascher Augenblick verband,
Als sie, die seit so vielen Jahren dir
Der Gattinn Liebe, Sorg' und Treu gewidmet.
Nun wird sie erst sich doppelt einsam fühlen,
Da du fortan die Kinderlosigkeit
Nicht mit ihr theilest, wie bisher. Mich jammerts,
Daß sie so arm an Freuden altern soll.

Xuthus.

Noch bleibt ihr mit der Jugend Hoffnung übrig.
Den frühern Ausspruch des Apoll, der mir
Verhieß, zwiefacher Ahnherr Griech'scher Stämme
Durch zweyer Söhne Füll' und Kraft zu werden,
Hat nach so vielen Jahren der Erfolg
Nur halb noch eingehohlt. Du bist der eine;
Den andern Sohn erwart' ich bald von ihr.
Der unfruchtbare Fluch wird jetzt sich lösen:
Denn oftmals zögert die beginnende
Erfüllung, eh sie durch die dichten Wolken
Der Hindernisse bricht; allein so bald sie
Erscheint, zieht ihre Schwester, die Vollendung,
Ihr durch das lichte Thor frohlockend nach.

Doch dieses können ferner wir besprechen
Zu andrer Zeit. Sag an, wie heißest du?

Jon.

Die Pythia hat Jon mich benannt.

Xuthus.

Jon, mein theurer Sohn! O schöner Nahme,
Wie wirst du in der Nachwelt Ohren tönen,
Wenn Städte, Völkerschaften, Reiche blühn
Auf lebensvollen Fluren, Küsten, Inseln,
Wenn Helden kämpfen, Dichter sie besingen,
Und, nach der Sprach' und Sitten Eigenschaft,
Jonisch alles preisend wird genannt!
Gewöhne denn dich nun, stets zu bedenken,
Wie du den Nahmen glorreich führen willst,
Dem das bestimmt ward; sieh von heute dich
Als einen Fürstensohn und Herrscher an.
Mein königliches Scepter erbt auf dich,
Du mußt dich zeitig, es zu führen, üben.

Jon.

Wie anders doch von fern die Ding' erscheinen,
Als wenn sie gegenwärtig vor uns stehn!
Ich konnte mir so Herrliches nicht träumen,
Als mir begegnet, und nun füllt mich Ahndung
Mit Bangigkeit vor dem schon, was bevorsteht.
Der schnellen Glückserhöhung geht zur Seite
Der Uebermuth, und Neid folgt hinten nach.
Zu der Athener auserkohrnem Volk
Komm' ich an zwey Gebrechen krankend: erst
Ausländisch, und dann unächt von Geburt.
Mit welchem Auge werden über sich
Sie den gestellt sehn, der zum Dienen aufwuchs?
Wen Menschen gern gebieten lassen sollen,
Muß von Beginn vor ihnen ausgesondert seyn;

Mich achten sie nicht einmal gleich geboren.
Auf ihr feindselig und verachtend Streben
Wird Argwohn lauren müssen, und so drängt
Mich fremde Tücke, die Umstricker selbst
Mit gleicher Schling' und Listen zu verstricken,
Wo nicht, mit trotzender Gewalt zugleich
Das Recht und ihr Gewebe zu durchreißen,
Daß Tyranney den Purpur blutig färbt.
Hier war ein mäßig Theil und Ruh und Stille
Mein süßes Loos, und die willkommnen Schranken
Der Lehre, der Gewöhnung und des Orts
Bewahrten mich vor ungerechtem Thun.
Viel Fremde kamen wechselnd hier und gingen,
Die ich willkommen heißend und geleitend
Stets neu den neuen wohlgefällig blieb.
Nicht dem Erwerb vergänglichen Besitzes
Galt mein Verkehr mit ihnen: immer nur
Zu festlicher Bereitung, Heiligung,
Behülflich war ich ihnen, und mein Dienst
Hob über den Verkehr mit Menschen mich.
O warum kann ich nicht, jetzt da wir uns
Erkannt, als Sohn dir gnügen, und dabey
Fortwandeln die geliebte Lebensbahn!

Xuthus.

Das sind nicht fürstliche Gedanken, Sohn!
Bewahre mir dein königliches Blut,
Und zage nicht vor deines Glückes Glanz.
Bedenke, daß dein Vater als ein Fremdling,
Von seiner Heimath ein Verbannter, auch
Sich auf den Thron der Erechthiden schwang
Durch kühne That. Ist dieß dein Delphi doch,
Der Mittelpunct der Erde, wie sie sagen,
Der einz'ge Ort nicht, noch die weite Welt.

Nicht Opfer, weiße Binden, Reinigungen,
Gebete, Weihrauch, Lorbeer, Festgesänge,
Sind dein Geschäft mehr; all dein Trachten muß
Nun Tag und Nacht auf nichts gerichtet seyn
Als Krieg und Waffenübung, Roß und Mann,
Die vierbespannten Wagen, Thürme, Mauern;
Dann auf Gesetz' und Rechte, die Versammlungen
Des Volks und Rathes, und der Häupter Schmaus
In ihres Königs immer offnen Sälen.
Du mußt zum herrlichen Athen mir folgen,
Noch heut, wann wir das Fest, das ich bey deiner
Geburt versäumt, zuvor gefeyert haben.

Jon.

So will ich denn zum Abschied mich bereiten.
Lebt wohl, geliebte Bäume! heim'sche Luft!
Ergieb'ger Boden, der mich mild genährt!
Doch du vor allen, hohes Tempeldach,
Worunter oft, auf der Altäre Stufen,
Bald am Gestell der Säulen meines Gottes
Mich süßer Schlaf umarmt, wie wohl der Land-
mann,
Der einen weit entlegnen Acker baut,
Aus Zweigen sich ein Hüttchen wölbt, da ruhiger
Des Mittags Gluth verschläft, als wie zu Haus
Im weichen Bett, indem in seine Träume
Der weite blaue Himmel niedersteigt.
Quellsprudelnder Parnassus! goldnes Delphi!
Ich gehe, doch es bleibt bey euch mein Herz.
Ja eines, Vater, mußt du mir geloben,
Daß ich die Heimath jährlich darf besuchen.
Als Mutter hat mich Pythia gepflegt,
Sie weiß noch nicht mein neues Glück, und wird
Mich ungern von sich lassen. Oft, recht oft

Muß ich sie kindlich wiedergrüßen: sie
Vergessen könnt' ich nimmer, härmte mich
Nur ab nach ihr, wenn du's nicht zugestündest.

Xuthus.

Gern alles, lieber Sohn, was du begehrst.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Kreusa. Phorbas.

Kreusa.

Verweilst du hier noch, Xuthus, mein Gemahl?

Xuthus.

Du siehst mich, Theure, deiner Rückkunft wartend.

Kreusa.

Den Ausspruch hört' ich von den Priestern schon.

Xuthus.

Und eilst herbey nun, den Erfolg zu sehn.

Kreusa.

Ja, wer zuerst sich deinen Tritten nahte.

Xuthus.

Sieh diesen Jüngling an.

Kreusa.

Ich kenn' ihn wohl.

Xuthus.

Der ist es.

Kreusa.

Dieser?

Xuthus.

Warum sollt' er nicht?

Kreusa (bey Seite).

Weh mir, Apoll! wie thatest du mir das?

Xuthus.

Mißfällt er dir, daß du befremdet murmelst?

Kreusa.

Ich wünsche Heil dir mit dem schönen Fund.

Xuthus.

Ja, stolz erkenn' ich mein Geschlecht in ihm.

Kreusa.

Du nahmst ihn an als Sohn?

Xuthus.

Ich fand ihn mein.

Kreusa.

Wie? doch das ziemt der Gattinn nicht zu fragen.

Xuthus.

Verhüthen es die Götter, daß ich jemals
Dein Recht verletzt, und das Gelübd der Eh!
Des Sechzehnjähr'gen Alter zeigt dir schon,
Daß ich sein Vater ward, eh meine Thaten
Mit unserm Bund das Scepter von Athen
Mir noch erworben, eh ich dich gekannt.
Doch, was der jugendliche Trieb gefehlt,
Darf nun mich nicht gereun, es ist entschuldigt,
Da es zur Freude dir wie mir gedeiht,
Wenn du ihn auch als deinen achten willst.

Kreusa.

Zu gütig gibst du Rechenschaft, mein König.
Das Weib, das seinem Gatten keine Kinder bringt
Ist schon zufrieden, duldet man sie nur
Im Hause, dessen Hoffnung sie betrog;
Und neben ihr sich Andre zu gesellen,
Aus deren Liebe bessrer Segen blüht,
Ist Männerrecht, und mehr der Kön'ge noch.
Allein wo ist die Mutter deines Sohnes?

Xuthus.

Wir wissen nicht, wie nah, wie fern sie ist,
Ob sie noch lebt, ob sie dem Orkus schon
Vermählt ward; unbekannt war ihre Heimath
Und Nahme mir, kaum würd' ich der Gestalt
Mich noch entsinnen, säh' ich jetzt sie wieder:
Denn mich umgaben der Betäubung Wolken
Den Einen Augenblick, der uns verband,
Und viele Jahr' entrückten sie seitdem.

Kreusa.

Du redest Räthsel, aber was geschehn
Ist klar, und wird sich mehr und mehr entfalten.
Und weiß auch Jon nichts von seiner Mutter?

Jon.

Ich sagte dir vorhin schon, Königinn,
Daß sie sich nie mir zeigte, daß auch Pythia,
Die meiner Kindheit ihre Sorg' ersetzt,
Noch keine Spur von ihr entdecken konnte.

Kreusa.

Ja, doch die Zeiten ändern alle Dinge,
Nicht-wissen, Wissen, selbst Gemüth und Sinn.
Viel schwerer sind wohl Mütter auszuforschen,
Wenn Dienstbarkeit und Armuth sie verbirgt,
Als wenn sie eines Fürsten mächt'ge Gunst
Zu sich erhebt: da finden sie sich an,
Und man erkennt sie auf den ersten Blick.

Jon.

O denke nicht von mir, verehrte Fürstinn,
Ich könnte mich der ärmsten Mutter schämen.
Wie niedrig auch, unedel war sie nicht,
Sagt mir die innre Seele. Bey dem Wunsch,
Der dich hieher geführt, bey deiner Hoffnung,
Ihn künftig auch für dich erfüllt zu sehn!
Nicht einer Mutter Herrlichkeit begehr' ich,

Die blendend über mich den Glanz verbreite;
Der Mutter Herz, das seine süße Wärme
Zu Einem Strom der Lieb' in meins ergieße.
Gewähre du, Kreusa, mir ein solches,
Was deiner Großmuth leicht ist: und das meine
Gelobt — nicht mehr, das könnt' ich nicht — so sehr
Als meine wahre Mutter dich zu lieben.
Wär sie gefunden, o wir wollten beyde
Hier deine Knie' umfassen, und dich flehn,
Die Eintracht deines Hauses nicht durch uns
Gestört zu wähnen. Kein ehrsüchtig Streben
Regt sich in einer Lieb' erfüllten Brust:
Wir werden keinen Anspruch machen, als
Einander Sohn und Mutter ganz zu seyn,
Von allem dem, was dein ist, nichts bedürfen
Zu unserem Glück, als deine Freundesblicke.

X u t h u s.

Du siehst, Kreusa, wie dich zu gewinnen
Der Eifer meinen wackern Sohn beseelt.
Doch wenn als nah verwandt sich plötzlich die
Betrachten sollen, die sich fremd gewesen,
So tritt erst zwischen sie das blöde Staunen,
Und, an sich selber irr, mißtrauen sie,
Wie es auch dir und mir geschah, mein Jon,
Und unsrer Freude Fluth zu ebben zwang,
Bis sie den Damm des Zweifels überschwoll.
Nur die beysammen durchgelebte Zeit,
Gesell'ge Näh und frohe Gegenwart
Kann der Vertraulichkeit Gewöhnung stiften:
Sie wird es bey Kreusen auch und dir.
Laßt denn sogleich das Leben uns beginnen,
Zwar auf der Reise hier, und fern der Heimath,
Das um den Heerd der Götter unsers Hauses

Uns immer wirthlicher versammeln soll.
Das Erstlings-Fest der Tage meines Kindes
Mahnt, wie ein Gläubiger, der lang' geschwiegen,
Mich heut, und mit dem angehäuften Wucher
So manchen Jahrs will ich ihm Gnüge leisten.
Apoll hat nicht vergebens mich erinnert,
Ihn hoch zu ehren, dessen Seherwink
Den holden Sohn mir zugeführt: es soll
Ihm eine volle Hekatombe fallen,
Und rings umher an jeglichem Altar
Der Päan von geschmückten Chören jubeln.
Indessen theile, wer da will, mit uns
Der Becher Lust und ein gemeinsam Mahl;
Herolde sollen Delphi's rühmliche
Bewohner laden, unsre Feyer zu begehn,
Daß sie in Zukunft auch des Tags gedenken,
Wo Xuthus den erwünschten Erben fand.
Komm, Sohn, laß selbst uns sorgen und beschicken,
Daß Ueberfluß dies Gastmahl zier' und Ordnung,
Und nichts, was unsre Würde heischt, gebreche.
Du sollst Bewirther seyn, und sollst dir selber
Den huldigenden Zoll der Ehrengaben
Darbringen, nicht empfangend sondern gebend,
Aus meinem reichen Schatz mit vollen Händen
Ihn ausstreun unter ein glückwünschend Volk.
Da will ich sehn, wie du zum erstenmal
Ein Fürstenamt verwalten lernest: denn
Freygebig spenden ist des Herrschers Pflicht,
Und seine Pracht dien' Allen zum Genuß.

Ion.

Ich folge dir, mein königlicher Vater.

Vierter Auftritt.

Kreusa. Phorbas.

Phorbas.

O Tochter des Erechtheus! Enkelinn
Des Erichthonius! du, mein Pflegekind!
Wir werden ausgestoßen und verdrängt.

Kreusa.

So meynst du, Alter? siehst du noch so scharf?

Phorbas.

Das war es, einem eingeschlichnen Fremdling
Das heil'ge Diadem ums Haupt zu winden,
Was nur ein Erechthide tragen sollte!

Kreusa.

Ach immer unglückſel'ges Loos der Frau'n,
Doch zehnfach mehr der Fürstentöchter noch!
Uns bleibt nach freyer Neigung keine Wahl,
Die mit dem Leib auch das Gemüth vermählte:
Wir werden wie ein Eigenthum verhandelt.
Wie man ein Roßgespann, ein künstlich Erz,
Zum Preis beym Wettspiel wohl dem Sieger setzt,
Hat man für Schlachten mich zum Lohn ertheilt.

Phorbas.

Und wer bloß mit des Arms Gewalt ein Glück
Erobert, das ihm nicht beschieden war,
Hält den Besitz als Raub, und übermüthig
Schätzt er das Unverdiente noch gering.
So Xuthus deine Ehgenossenschaft.

Kreusa.

Fürwahr, nie hätt' ich selber sie erkohren.

Phorbas.

Wenn sie an Kindern ungesegnet blieb,

War doch nichts andres Schuld, als daß Minerva
Dem Ankömmling mißgönnte, in den Boden
Des Attischen, von ihr gepflegten Gartens
Ein wild ausländisch wuchernd Reis zu pflanzen.

Kreusa.

Wer weiß, worüber sonst die Göttinn zürnt!

Phorbas.

Statt nun mit allem Fleiß sie zu gewinnen,
Lockt er dich hier zu andern Göttern her,
Die trefflich mit ihm einverstanden sind.

Kreusa.

So scheints. Er muß viel gelten beym Apoll.

Phorbas.

Laß nicht voreilig uns den Gott verklagen.
Die Himmlischen sind wahrhaft und gerecht:
So wenig als die Richter drunten läßt
Des Delphiers Orakel sich bestechen.
Doch was es redlich ausspricht ohne Falsch,
Dem schieben ihre Ränke Menschen unter,
Und wissen, eben weil es unbekümmert
Auf grader Bahn geht, und in keine Krümmen
Sich einläßt, dienstbar es dem Trug zu machen.
Glaubst du, es habe Xuthus nicht gewußt,
Hier wachs' ein Sohn von ihm zum Jüngling auf?

Kreusa.

Weswegen trieb er sonst so oft nach Delphi?

Phorbas.

Er ließ ihn heimlich auferziehn vor dir:
Seys, daß er ihn erzeugt, wie er betheuert,
Eh er dein Gatte ward zu seyn gewürdigt;
Seys, daß er höher auch des Knaben Alter
Angibt, um zu verhehlen, daß seitdem
Er einem unerlaubten Bett gefrohnt.

Nun offenbart er sich, und weiß die Schuld
Gar schlau mit heil'gem Ansehn zu bemänteln,
Den höchsten Seher feyerlich befragend
Um das, was er nur allzu gut gewußt.

Kreusa.

Ich muß ihm gar ein Freudenfest begehn,
Daß er nicht länger den Verrath darf bergen.

Phorbas.

Die Mutter soll verschwunden seyn, von ihr
Will keiner wissen: doch der ihren Sohn
So gut versorgt, hat sie wohl auch bewahrt.
Wie scheue unglückdroh'nde Vögel, die
Man nicht bemerkt bey Tag, erst mit der Dämmrung
Ausfliegen, wird sie bald zum Vorschein kommen:
Denn des Erechtheus Sonne ging ja unter,
Du schimmerst noch, ein matter Abendstern,
Bald überschattet Dunkel Attika.

Kreusa.

O hätt' ich nimmer diesen schwarzen Tag erlebt!

Phorbas.

Schon seh' ich mit dem schmucken dreisten Knaben
Die Buhlerinn in deinem Hause herrschen.
Des Erben Mutter — und hat Xuthus nicht
Aus eigner Macht Bastarde seines Bluts
Zu Erben unsrer Pallas-Burg erklärt? —
Des Erben Mutter ist die wahre Gattinn,
Das unfruchtbare Weib wird nichts geachtet,
Und muß der andern Sclavendienste leisten.
Sieh, diese grauen Haare möcht' ich mir
Bestreun mit Asch' und Staub, wenn ich bedenke,
Was deiner wartet, theure Königinn!

Kreusa.

So läßt du mich erniedern, meiner Väter

Beschützerinn? hast du dich, strenge Jungfrau,
Denn gänzlich von Kreusen abgewandt?

Phorbas.

Noch nicht genug. So lang' es möglich ist,
Daß sich dein Königsstamm, der theure Oelbaum
Einheimisch nur bey uns, jetzt kaum noch grünend,
Aus deinem Schooß mit neuen Sprossen ziere,
Sind ihres Raubes jene nicht gewiß.
Dich zu verstoßen wagt nicht der Tyrann,
Er muß Empörung der Athener fürchten.
Sie stehn dir also heimlich nach dem Leben;
Du bringst nun keinen Becher an den Mund,
Daß du nicht vor dem Gifte schaudern müßtest,
Womit ihn buhlerischer Neid, und Haß
Des Stiefsohns, gährend, reichlich sätt'gen wird.

Kreusa.

Mir gilt es gleich, es komme was da will.
Was soll ich ängstlich um mein Leben sorgen?
Möcht ich doch gleich den Unmuth meiner Seele,
Mit mir von jenes Berges Höhen stürzend,
In Klüften der Vergessenheit begraben.

Phorbas.

Du wärst bequem, dich selber wegzuräumen,
Daß sie ihr Fest dann doppelt feyern dürften.
So willst du all die Schmach geduldig tragen?
Und willst, die Enkelinn von Pallas Zögling,
Ein Spott jedwedem Freygesinnten seyn?

Kreusa.

Was kann ich thun? Ich bin ein schwaches Weib.

Phorbas.

Ein Weib ist unsre Heldengöttinn auch;
Nicht das Geschlecht, der Muth macht schwach und stark.

Gedenke deiner Schwestern, die freywillig
Und standhaft sich dem Vaterland geopfert.
Ganz andre Opfer, minder reine, heischt es jetzt,
Von dir die Pflicht nur, dich ihm zu erhalten:
Das Heil Atheus ruht ja auf dir allein.

Kreusa.

Sprich denn, wie räthst du mir? Gleich heim zu eilen,
Und dort mein Volk zum Beystand aufzurufen?
Damit wir die Thessal'schen Könige,
Die wir einst thöricht dankbar aufgenommen,
Sammt dem Gefolge mißerzeugter Söhne,
Aus unsern Gränzen jagen mit Gewalt?

Phorbas.

Unzuverläßig ist die blöde Menge;
Sie sind gewöhnt, dem Fremdling zu gehorchen:
Was er noch nicht gethan, wärs auch gewisser
Als Abend oder Morgen, dessen wirst du sie
Zu überzeugen dich umsonst bemühn.
Vertraun wir uns allein, und führen das
Was jetzt nothwendig, nicht gewaltsam wild
Wie übereilte Jünglingsthaten, sondern
Bedächtig und verschwiegen sinnend aus.

Kreusa.

Was achtest du nothwendig, treuer Greis?

Phorbas.

Der aufgedrungne Stiefsohn darf nicht leben.

Kreusa.

Den zarten Knaben muß die Rache treffen?

Phorbas.

Entfiel dir alles, daß dich dies befremdet?

Kreusa.

Mich daurt die Unschuld seiner blühnden Jugend.

Phorbas.
Willst du durchaus an dir ihn schuldig sehn?
Kreusa.
Wohlwollend, schien es, kam er mir entgegen.
Phorbas.
Des Falschen Freundlichkeit hat dich bethört.
Kreusa.
In seinen Blicken las ich sein Gemüth.
Phorbas.
Und lasest dein Verderben nicht darin?
Kreusa.
Wie weißt du, daß es mich von ihm bedroht?
Phorbas.
Gedenk an des Trophonius Weissagung.
Verwarnt' er nicht, ihr würdet statt erwünschter Nachkommenschaft, nichts als Verderben eures Geschlechts, Zerrüttung eures Hauses finden?
Hier gilts, entweder leiden oder thun.
Noch lächelt dir dein Unheil in dem Knaben,
Wiewohl er es ja sichtlich schon begonnen,
Indem er dir den Gatten umgewandt.
Kreusa.
Er selber trotzte, ganz verwandelt, mir.
Phorbas.
Ha! das ist kleines erst. Verstoßung deiner,
Mord deiner künft'gen Söhne, Ausrottung
Von deinem Stamm, mit Wurzeln, Zweigen, Blüthen,
Sey dir gewärtig, wenn du nicht zuvorkommst.
Kreusa.
Wohlan, es muß geschehn. Doch wie vollbringen wir's?
Phorbas.
Vernimm: das Schicksal legt' in meine Hand

Ein schleunig wirkend, doch verborgnes Mittel.
Athene gab dem alten Erichthonius,
Im kleinen Goldgefäß zwiefach gesondert,
Zwey Tropfen von der furchtbarn Gorgo Blut,
Des Ungeheuers, das sie selbst erlegt.
Der eine fristet Sterbenden das Leben;
Der andre, aus des Herzens linker Ader
Entquollen, tödtet sicher, augenblicklich,
Als wenn durch innerlichen Schlag den Gliedern
Die Lebensregung plötzlich wär gehemmt.
Dein Ahn verwahrte heilig dies Geschenk,
Und hinterließ, als ihn der Himmel aufnahm,
Das köstliche Vermächtniß seinem Sohn.
Mir hat es dann Erechtheus anvertraut,
Da er zum letzten Kampf ging, selbst im Siege
Vorahndend seinen Fall, auf daß es nicht
Mit ihm zu Grunde ginge. Jetzo ruft uns
Die Zeit, die Noth, und die Gelegenheit
Zu würdigem Gebrauch der Göttergabe.
Mich dünkt, ich sehe deine Väter winken
Mit ernster Mahnung, dich, ihr Blut zu retten,
Mein Alter nicht als feiger Knecht zu schänden.
Nein! Euch ergeben will ich mich bewähren:
Den Todestropfen misch' ich unvermerkt
In des verrätherischen Buben Wein.

K r e u s a.

Ich schäme mich so hinterlist'gen Mordes.

P h o r b a s.

Mein sey der Ruhm der That, dein der Gewinn.

K r e u s a.

Doch wenn sie uns zurückfällt auf das Haupt?

P h o r b a s.

Meins will ich freudig dar zum Opfer bieten:

So end' ich wohl die allzu langen Tage.
Nur einmal tragt noch frisch mich, alte Glieder!
Und ihr, erloschne Augen, blicket scharf,
Damit ich nichts versäume noch versehe
Komm, Fürstinn, eilen wir zum Gastmahl hin,
Wozu sich die Geladnen schon versammeln,
Und birg in Fröhlichkeit, was wir bereiten.

(Ab).

Kreusa.

Fort, thöricht Mitleid, das die Brust beklemmt!
Das eigne Kind gab ich den wilden Thieren:
An diesem will ich selbst zur Löwinn werden.
Apoll hat ihn gepflegt; er ist sein Diener,
Sein Eigenthum, noch mehr, sein Ebenbild.
Ihn liebt Apoll, der mich verschmäht, vergißt.
Ja, Jon, ja! das büße mir dein Tod!

(Ab).

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Kreusa (mit fliegenden Haaren).

Weh mir, weh! wohin entflieh ich? welche Rettung find' ich aus?
Auf den Fersen folgt der Tod mir, und der Pfeile Fittig schwirrt
Zu durchbohren meinen Busen, tausendfach von Qual durchbohrt.
Kaum, o kaum noch hab' ich Athem, meine Schritte hemmt die Angst,
Statt sie leichter zu beflügeln, und ich sterb' und sinke hin.
Nein! ich will noch nicht erliegen; aufgerafft die letzte Kraft!
Hier am Tempel gilt kein Weilen, feindlich ist dies Heiligthum,
Phöbus ließ auf mich ja selber los des wilden Knaben Grimm,
Und ihm wärs willkommnes Opfer, tröff' mein Blut hier am Altar.
Drum, ihr Nymphen des Parnassus! rettet das verlorne Weib,

Rettet, helft, empfanget, berget; die ihr an den
Quellen wohnt,
In den Korycischen Bacchus-Grotten, und Dryaden und Napä'n!
Habt ihr Höhlen, habt ihr Dickicht, manche dunkle
Felsenschluft,
O da laßt mich unter schleichen, wie ein aufgejagtes
Wild!

(Ab.)

Zweyter Auftritt.

Jon
(ohne Pfeil und Bogen in der Hand).

Wohin floh die gift'ge Mutter? find' ich hier sie
oder dort?
Lief sie wohl schon weit vorüber, oder weilt sie in
der Näh?
Doch ein solches Ungeheuer trägt der heil'ge Boden nicht,
Den ihr Fuß befleckt: er stößt sie in die wüste
Wildniß aus.
Ihre Spuren seh' ich dorthin, ja sie soll mir nicht
entgehn.
O ihr Götter! o Apollo, der du dies Geschoß mir
gabst,
Zu verscheuchen, zu vertilgen wilden Raubgefieders
Brut!
Laß ein größres jetzt gelingen! Jetzt begün'stge
meine Jagd!
Daß ich nicht das Ziel verfehle, ihre Morderfüllte
Brust.

Bist du doch der Drachentödter, der von hohem
Zorn entbrannt
Einst die Mutter Erd' entlastet, da du hier den
Python schlugst.
Trägt die Schlange Weibes-Antlitz, die ich stracks
erlegen will,
Ist sie grimmer doch als Python, ihre Augen sprü-
hen Gift.
Nun, wohlauf! was zaudr' ich länger? und so bald
den Pfeil ihr Blut
Röthet, häng ich dir im Tempel diese frommen
Waffen auf.
(Ab.)

Dritter Auftritt.

Pythia.

Welch ein Getümmel und ein Aufruhr schlägt
An diese Pforte, diese stillen Hallen,
Die brünstiges Gebet nur, und der Hymnen
Melodische Gewalt bestürmen sollte?
Schon seh' ich niemand mehr: Doch eben erst
Vernahm ich deutlich Stimmen und Geschrey,
Der Flucht und der Verfolgung irre Tritte.
Hat sich die Freude bey dem Gastmahl, brausend
Wie junger Traubensaft, in sich entzweyt?
Und fechten, wie die Thracier, mit Bechern
Die Gäste des Athenischen Beherrschers?
Wofern nur nicht der Uebermuth, der dort,
Von lauter Lust herbeygerufen, tobt,
Im Taumel schweifet bis zu blut'ger That,
Und, wann die angerichtete Zerstörung

Ihn kalt ernüchtert hat, in Maß und Schranken
Zu spät zurückkehrt mit vergebner Reu!
Mein Jon (ach, nicht mein mehr!) war dabey:
Galt ihn der Zwist? betraf ein Unfall ihn?
Wer kann mirs melden? Doch ich höre nahn.

Vierter Auftritt.

Pythia, Xuthus, dessen Gefolge den Phorbas in Fesseln herbeyführt.

Xuthus (noch hinter der Scene).

Hier führt ihn her! hieher! und gebt wohl Acht,
Daß er Euch nicht entrinne.
(Auftretend) Priesterinn!
Zum Glücke treff' ich dich: denn dein bedarfs.

Pythia.

Was stürmt zu mir in solcher Eil dich her?

Xuthus.

Ein Frevel ohne Gleichen ist verübt.

Pythia.

Sag' an! Ich bin auf schreckliches gefaßt.

Xuthus.

Noch fehlen Worte dem verstörten Muth.

Pythia.

Hat Blut die Becher deines Mahls genetzt?

Xuthus.

Gift und der Furien Geifer troff hinein.

Pythia.

Wen zu verderben wurden sie gemischt?

Xuthus.

Mein theures Pfand, den kaum gefunднen Sohn.

Pythia.

Ist Jon hin? schlang ihn der Orkus ein?

Xuthus.

Vorbey an seinen Lippen ging der Todestrank.

Pythia.

O himmlisches Gewölb'! ich athme wieder.

Xuthus.

Auch ohn' Erfolg bleibt, was sie war, die That.

Pythia.

Wer hat sie ausgesonnen? wer vollbracht?

Xuthus.

Kreusens Rath, und dieses Knechtes Hand.

Pythia.

Dein treuer Diener und dein liebend Weib?

Xuthus.

Wenn Treu Verrath ist, Liebe Meuchelmord.

Pythia.

O der Verblendung sterblicher Geschlechter,
Und ihrer vom Beginn heillosen Werke!
In der Verwirrung suchen sie Gedeihn,
Aus nächtlicher Verbrechen Graun soll ihnen
Die Sonne eines neuen Glücks hervorgehn.
Da ist kein noch so stark gewobnes Band
Des Bluts, der Liebe, der Genossenschaft,
Das hielte, wenn hier stolze Herrschbegier,
Dort eignen Vartheils Sucht gewaltsam reißt,
Indeß die Faden Tück' und Neid zernagt!
Nur der lebt ruhig, der der Lebensgüter
Sich ganz verziehn, wie abgeschiedne Seelen.
Kaum daß mein theurer Jon aus dem Hafen
Des Heiligthums den kleinen Nachen wagt,
So wirbeln ihn die trüben Strudel fort,
Und an der Klippe läg' er schon zerschmettert,

Wenn nicht der Göttersorge günst'ger Wind
Ob ihm gewaltet, und in die Umarmung
Der stillen Bucht ihn hätte heimgeführt.
Ach, daß er nimmer sie verlassen dürfte!
So müßt' ich nicht nachschauend stehn am Ufer,
Und sorgenvoll ihm mit Gelübden folgen. —
Doch melde mir, o König, den Verlauf:
Wie es ans Licht gekommen, welch ein Wunder
Von unserm Jon die Gefahr gewandt; —
Denn noch kann sich mein Geist nicht überzeugen,
Daß nicht ein falscher Argwohn Euch verstört.

Xuthus.

Nur zu gewiß ist, was die Sonn' erröthen,
Die heil'gen Haine schauern machen muß,
Was der Stiefmütter schon verhaßten Nahmen
Noch schwärzer zeichnet, und in ihrer Brust,
Dem Kelch der Mutterliebe sonst bey Frauen,
Die milde süße Milch in Gift verwandelt.
Hör' an! auf daß du glaubest, was unglaublich ist.
Dort, auf der frisch begrünten Wiesenfläche
Vor Delphi, ward das Mahl mit Fleiß bereitet.
Die ganze Ebne wimmelte von Dienern,
Die hin und wieder Opferthiere führten
Und mancherley Geräth in Händen trugen.
Ich selber sorgte für der Speisen Fülle,
Und was zur Lust und Anmuth sonst gehört,
Für Salben, Kränze, Blumen, Weihrauchdüfte;
Mein Knab' indessen übernahm, die Stätte
Den Gästen anzuordnen, wie er es
Gar wohl verstand, und oft zuvor gesehn.
Für ein geräumiges Gezelt den Platz,
Maß er, und steckt' ihn ab; und in die Ecken
Hieß er die Zimmerleute Fichtenstämme

Als Pfeiler treiben, die er obenher
Mit quergelegten Balken fest verband.
Dann wurden sie mit Teppichen bekleidet,
Die euer reicher Tempelschatz verwahrt
Für solche Festlichkeiten, und worunter
Die Köstlichsten er mir zu Ehren wählte.
Die Häupter schirmte vor den Sonnenstrahlen
Ein Himmel, kunstreich in den blauen Stoff
Gewirkt mit Gold und Silber, wo der Mond
Mit seinen Hörnern, und die mildre Fackel
Des Hesperus zu sehn war; hier am Rande
Die Nacht umwallt vom sternbesäten Schleyer
Hinanfuhr, und ihr gegenüber sich
Der Sonnengott mit seinen Flammenrossen,
Forteilend, in den Schooß der Fluthen tauchte.
So waren auch die rings behangnen Wände
Mit Kämpfen der Centauren, wilden Jagden,
Der Satyrn und Bacchanten lust'gen Tänzen,
Bevölkert und belebt: es schien der Bau
Des schnell emporgewachsnen Saals, damit
Der Gäste Blick sich nicht ins Freye sehnte,
In seinem engern Raum die Welt zu fassen,
Des Aethers Umschwung und das Erdgewühl.
Nicht war nach Mittag zu die offne Seite,
Noch auch nach Mitternacht gerichtet, sondern
Ließ zwischen beyden Luft, nicht Sonne, zu.
Als zum Empfang nun für des Mahls Genossen
Die Polster ringsumher gebreitet waren,
Und in des Zeltes Mitte aufgestellt
Die Krüge Weins, und Tische mit den Schalen;
Da trat der Herold auf die Zeh'n und rief,
Wer schmausen wolle, sey hereingeladen.
Der Greis hier nun bewies sich gleich geschäftig

Den Wein zu mischen und dann einzufüllen,
Auch muntert' er die Diener hier und dort,
Ihn hinzureichen auf, geschürzt und rüstig,
Als hätt' er sich vor Freude ganz verjüngt.
Das Mahl ging fort: es tönten schon die Flöten,
Dazwischen priesen viele Zungen laut
Athen und seine glücklichen Beherrscher.
Was sollen noch die kleinen Trinkgefäße,
Die kaum die Lippen netzen? sprach der Alte;
Laßt tiefe Becher kommen, denen voller
Die Fröhlichkeit als ihrem Quell entsprudle.
Er hoffte wohl im allgemeinen Rausch
Sein Thun den Zeugen leichter zu entziehn.
So trugen denn die Diener schwer von Silber
Und Gold, in Körben neu Geschirr herbey.
Das wurde stracks gefüllt, und einen Becher,
Mit schön getriebner Zierath auserlesen,
Nachdem er ihm mit klarem Naß gekränzt,
Bot seinem neuen Fürsten Phorbas dar.
Mein Sohn trat vor, Trankopfer erst zu spenden,
Doch eben da entfuhr ein frevelnd Wort
Der Knechte einem in geschäft'ger Hast.
Der holde Jüngling, fromm und rein gewöhnt,
Für schlimme Vorbedeutung dies erachtend,
Trank nicht, goß allen Wein aus auf den Boden.
Und hieß die Andern auch das Gleiche thun.
Erwartung war nun im Gezelt und Stille,
Bis man die Becher wiederum gefüllt.
Und sieh! indem kam eine Schaar von Tauben,
Die zahm und furchtlos hier im Haine schwärmen,
Hereingeflattert durch das Thor. Sie ließen
Sich nieder, pickten die Brosamen auf,
Und tauchten ihre Schnäbel in den Wein,

Der hier und da noch stand in kleinen Seen.
Die nun an andern Stellen dies gethan,
Erlitten nichts; doch zwey, die da getrunken,
Und durstig in den glatt beflaumten Hals
Den süßen Trank geschlürft, wo Jon eben
Den Becher hingoß, fingen an zu taumeln
Mit schlaffen Fittigen, wehklagend girrten
Sie seltsam dumpfen Laut, und streckten zuckend
Die Purpurfüßchen aus, und waren todt.
Erstaunen faßte jeden, der es sah,
Mein Jon aber warf den Kranz vom Haupt,
Zerriß den Mantel, und mit lauter Stimme:
Dank dir, Apoll, der mich prophetisch warnte!
Sonst war dahin mein Leben; rief er aus.
Alsbald erhob sich ein verwirrt Geschrey,
Beschuldigend den Alten, der den Wein
Gemischt und dargereicht. Ich, voll Entsetzens,
Ergriff ihn schleunig, stellt' ihn hart zur Rede,
Der, auf der That gefangen, nicht versuchte
Zu läugnen, sondern trotzig rühmend gar
Betheuerte, es wisse niemand drum,
Er hab's allein entworfen und vollbracht.
Mit Müh hielt ich die Menge nur zurück,
Die schon im ersten Grimm ihn stein'gen wollte.
Da sprang, bacchantisch wild, Kreusa plötzlich
Hervor und schrie: Er lügt! glaubt nicht dem Greise
Unschuldig ist er, ich gebot die That.
So tödtet Pallas mit dem Gift der Gorgo,
Durch meine Hand, Bastarde fremden Bluts,
Die ein sich drängen in ihr Königshaus
Dies dacht' ich triumphirend jetzt zu rufen:
Doch es mißlang, und nur Verzweiflung bleibt mir.
Als ob die Schlangen Gorgo selber schüttelte,

Starrt alles bey der Greuel Offenbarung,
Und niemand dachte, Hand an sie zu legen;
Ich selbst war wie von Finsterniß betäubt.
Doch Jon duldet' ihren schnöden Frevel nicht,
Nach seinen Waffen rannt' er, welche friedlich
Am nächsten Baume hingen, Pfeil und Bogen,
In ihres Herzens Blut die gastlichen
Schutzgötter und dies Heiligthum zu rächen.
Da sie den Jüngling mit hochglüh'nder Wange
Und mit des Zorns verachtungsvollem Blick
Ein auf sie stürmen sah, hielt sie's nicht aus,
Es wandelte die Frechheit sich in Zagen,
Und sinnlos riß sie sich durch alle hin, und floh.

Pythia.

Und wo ist nun Kreusa? wo ist Jon?

Xuthus.

Sie wandten sich hieherwärts, mir voraus.

Pythia.

Ich hörte hier vorbeyfliehn und verfolgen.
Doch weit war alles weg, als ich hinaustrat.

Xuthus.

Sie hofft sich wohl in des Gebirges Irren
Zu retten, doch ereilen wird er sie,
Denn ihre Schuld umstellt sie wie ein Netz.

Pythia.

O sende, König, deinem Sohne nach.
Laß eiligst ihn zu dir zurück entbieten,
Eh er den Streich gewaltsam rasch vollführt,
Der ihn, wer weiß? dann ewig könnte reun.

Xuthus.

Zwar lieb' ich, Pythia, den hohen Zorn
Des Jünglings, der sich königlich bewährt;
Auch ist Kreusens Haupt dem Tod verfallen:

Die Straf' ist so ihr oder so gewiß.
Doch nicht mit wüth'gen Händen, wie bey Raub und Krieg,
Ziemt es dem Herrscher, an des Schuld'gen Leibe
Die Rache zu ersätt'gen: nach Gesetz
Und Spruch des Rechts theil' er Vergeltung aus,
Entäußre selber sich des Richteramts,
Wo das Verbrechen gegen ihn gerichtet war;
Drum geb' ich deinem weisen Rath Gehör. —
Geht Ihr, sucht mir den Prinzen, sagt, er solle
Für jetzo den gerechten Grimm noch hemmen;
Und greift die Königinn, wo Ihr sie trefft.

(Einige aus dem Gefolge ab.)

P y t h i a.

So willst du deine Gattinn nach Athen
In Fesseln führen, wie den Diener dort?

X u t h u s.

Mit nichten. Nimmer sollen sie die Heimath wieder
Mit Augen sehn: Der Ort, den ihre Mordsucht
Befleckt hat, sey auch der Vertilgung Bühne,
Und diese Sonne geh' nicht darüber unter.
Es gibt ja hier in Delphi Richtersitze,
Gibt Urnen, welche Todesloose still
In sich versammeln und ans Licht dann bringen.
Ein Gast auf diesem Boden, lass' ich nicht
Mein Scepter furchtbar winken, sondern will
Nur Kläger seyn; nackt liegt der Gräuel da,
Das ganze Volk ruf' ich zum Zeugen an.

P y t h i a.

Jedoch wenn du nun heimkehrst in dein Reich,
Verwitwet von der Enkelin und Tochter
Der Helden, die sie göttlich dort verehren,
Mit einem unbekannten Sohn des Auslands

Auf deinen Stamm geimpft, dem du bestimmst
Auf Jener heimisch eignen Thron zu steigen:
Bedenk, was für ein Argwohn aller Bürger
Aufrührisch murmelnd dich umgeben wird.

Xuthus.

Das Recht ist stark, wenn Mannheit es behauptet.

Pythia.

So laß es Richter dort an ihr verwalten.

Xuthus.

Bald wird die Schlaue da sich schuldlos lügen,
Wo niemand Spuren ihres Frevels sah.
Die alte Gunst besticht dann, Mitleid mit
Dem Rest des Fürstenhauses spricht sie los.

Pythia.

Habt ihr nicht dort des Mords geschworne Richter,
Areopag genannt von ihrem Sitz,
Die Griechenland als unbestechlich kennt,
Wo selbst die Wage der Gerechtigkeit
Minerva hält, und strengen, ernsten Blicks
Auf jedes Schwanken ihres Züngleins merkt?
Dort stelle sie, bis dahin schieb' es auf!
Nur jetzt verfahre wider sie nicht weiter,
Weil dich die erste Heftigkeit erregt.

Xuthus.

Die Erechthiden liebt und hegt ja Pallas,
Und würfe wohl hinzu das weiße Steinchen,
Das gleich die Zahl macht, und die Schuld'gen löst.

Pythia.

O glaube mir, kein ganz verfluchtes Haupt
Ist das, worüber noch Olympier
Die Hände waltend strecken! Scheint es doch
Als wäre nicht ohn' eines Gottes Obhut
Der That Erfolg vereitelt, und verwehrt,

Daß augenblicklich rasende Verblendung
Ein ewig unersetzlich Unheil schaffte,
Damit der Weg der Sühnung offen bliebe.

Xuthus.

Dein Ansehn wähnt' ich hülfreich mir zu finden,
Allein du scheinst dem Weibe sehr befreundet,
Das, am Apollo frevelnd, deinen Pflegesohn,
Von ihm als mein verkündigt, morden wollte.
So will ich denn von hinnen, in der Stadt
Die Alten, denen obliegt, Recht zu sprechen,
Aufmahnen zum Gericht; in Delphi's Schutz
Begab ich mich als Fremdling mit den Meinen:
Sie werden mir nicht weigern, was bey Griechen
Die Sitte heischt, was selbst Barbaren thäten.

Pythia.

Laß, eh du gehst, den Greis hier mich befragen. —
Sprich, hat Kreusa mit darum gewußt?

Phorbas.

Sie litt nur, was ich aussann und betrieb.

Pythia.

Und was bewegte dich, ihr so zu rathen?

Phorbas.

Uralte, unerschütterliche Treu.

Pythia.

Du übtest doch Verrath an deinem Herrn.

Phorbas.

An dem; die längstgestorbnen ehr' ich mehr.

Pythia.

Den Erichthonius und Erechtheus meynst du?

Phorbas.

Sie zeugen bey den Schatten noch von mir.

Pythia.

Und strebte heut dein Anschlag auch für sie?

Phorbas.
Ja, vom Verderben ihr Geschlecht zu retten.
Pythia.
Stand das bevor von dem harmlosen Knaben?
Phorbas.
Trophonius hat es deutlich prophezeyht.
Pythia.
Das war es, daß Ihr nicht Apollen Euch
Allein vertraut, uud jenes Nachtweissagers
Aussprüche mit den seinigen gepaart.
Die Unterwelt wühlt aus den düstern Klüften
Herauf, und möchte gern was köstliches
Zu sich herunter ziehn: so schickt sie Träume,
Manch ängstendes Phantom, das wirklich wird,
Weil wir es fürchten; so ertheilt sie Sprüche,
Die der Erfüllung Grund blos in sich tragen.
Nicht wilde Triebe haben dieses Tags
Begebenheiten blindlings mißgeordnet,
Ein wunderbar Verhängniß ahnd' ich drin,
Das dich und deine Gattinn, edler König,
Und, sammt Euch beyden, den geliebten Sohn
Verstrickt hat: bald entwirrt wird dieser Faden,
Gesponnen an der Parzen ew'gen Spindeln,
Aus Labyrinthen der Feindseligkeit
In liebeselige Gefild' Euch führen,
Auf daß Ihr glauben lernt an höhern Rath.
Der Gott will nicht bestürmt seyn: freye Gabe
Ist des Orakels Wort, und fruchtlos wärs,
Das schon Gefragte wiederum zu fragen.
Doch hier in seiner Nähe darf ich ruhn,
Mich einsam still versenken in Beschauung,
Ob er mir Licht in die Gedanken sendet;
Durch Wolken strahlen, ist ja seine Art.

Du zögre noch zu handeln, opfre, bete,
Daß neuverliehne Gabe nicht um den Besitz
Dich täuschen mag, das nicht sich Sohn und Gattinn
Einander wechselsweise dir entziehn.

Xuthus.

Thu, was dir weise dünkt; ich, was mir ziemt.
Ich führ' es aus, was ich dir angekündigt:
Denn Ungestraftheit ist Entheiligung,
Und wer die Bösen anklagt, dient den Göttern.

(Pythia zieht sich unter die Vorhalle des Tempels zurück).

(Xuthus mit Phorbas und Gefolge ab.)

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Kreusa.

Es sey drum, länger halt' ich es nicht aus.
O diese Angst ist tausendfacher Tod!
So will ich lieber hier die Stirn ihm bieten,
Daß er mit Einem Streiche rasch mich treffe,
Und von der Qual mich lös' und von der Schmach.
Die lange Stunde bin ich hier und dorthin
Versteckt umher gezittert, wie die Hindinn,
Wenn sie den jungen Löwen brüllen hört.
Ich hört' ihn brüllen: Wald und Felsenklüfte
Beschwor er, ihm mein Haupt doch zu verrathen,
Das er mit aller Götter Fluch belud.
Ringsum verdoppelte der Wiederhall
Die Stimme des Verfolgers, und dann riefen
Ihm: Jon! Jon! die Gefährten zu,
Als wäre dieser Nahm' ihr Jagdgeschrey,
Womit sie mich von allen Seiten schreckten.
Da riß ich endlich mich hervor: ich wag' es,
Und stelle mich dem Licht des Tages dar.
Was hätt' ich wohl zu wagen? Ach Kreusa!

Unseliges, verzweiflungsvolles Weib!
Nach dem was du gethan, und was erlitten,
Ist dir noch andres übrig auf der Welt,
Als gleichen Muthes deinen Tod bestehn?
Wie hat dich denn die Feigheit übermannt?
Doch nein! ich will nicht fälschlich mich verklagen;
Es ist der Tod nicht, dessen Blick ich scheue:
Daß ihn des Jünglings Hand mir geben soll,
Das, das fällt mich unüberwindlich an,
Verwirrend, scheucht in Raserey mich fort;
Und wie ich auch mit angeschwelltem Stolz
Die Brust von innen mir zu stählen suchte,
So oft ich sie dem Pfeil entgegen trug,
Zerrann des kalten starren Muths Aegide
In Furcht und weiche Lebenshoffnung wieder.
Laßt sehn, ob uns dies Heiligthum beschirmt.
Wie sollt' es? Mich verfolgt ja sein Bewohner.
Gleichviel, ich wähle dennoch diesen Sitz,
Erwarte hier mein Schicksal, unablöslich
Mit meinen Armen den Altar umstrickend.
(Sie setzt sich auf die Stufen des Altars, und umfaßt ihn.)
Und wenn ich sterben muß, so soll mein Blut
Die Opferstätte wenigstens beflecken,
So gräslich sie beflecken, daß kein Weihrauch
Und keine Reinigung sie je entsühnt.
Mein letzter Schrey soll durch die Lüfte dringen
Zum sel'gen Göttersitz, so herzzerreißend,
Daß er, der mich verdirbt, erblassen muß.
Das ist die einz'ge Rache ja des Weibes,
Hülflos und sterblich, ihre Jammerseele
Vor des Vernichters Antlitz auszuathmen.
Weh! Lohnest du so der Geliebten, Apoll?
O wie anders gelobt hast du mir damals,

Als ein argloses Kind jungfräulichen Tritts
Ich allein lustwandelt' auf Frühlinges Au'n,
Und der Blumen, des Laubs hellfarbigen Putz
In das faltig geschürzte Gewand las.
Da erschienest du mir holdselig und groß,
Goldlockig das Haupt in ambrosischem Duft,
Lächelnd in ewiger Jugend und Schönheit,
Und ergriffst süßschmeichelnd mit Worten die Hand,
Daß der blumige Schatz, unschuldig beklagt,
Der sich Sträubenden ach! aus dem Busen entfiel.
Sanft riefst du mir zu: Nymphe, getrost! laß
Den verwelklichen Schmuck auf den Boden sich streun,
Lieblich und zahllos schwellen ja selbst dir
Auf den Lippen die purpurnen Blüthen der Lust,
Neu sprossend, so oft sie ein Kuß da pflückt.
Die laß sich entfalten, und siehe, wie schön
Liebe sie dir zum unsterblichen Kranz flicht.
So umhauchtest du mich mit berauschendem Wahn,
Nicht half ohnmächtiges Rufen, wie rasch
Zu der Höhle des Pan du mich hinzogst.
Weh, wehe dir, Tag! heimliches Lager du,
Götterumarmungen, schwanger mit Unheil!
Weh, weh euch gesammt!
Wie ein Meer wild braust, so umdrängten mich bald
Träumende Wehmuth, hinschmachtender Gram,
Die erröthende Scheu und erblassende Angst.
Der Verwaisten gebrach weiblicher Zuspruch,
Still trug ich allein des Geheimnisses Last,
Und des Lebens, das Tod mir zu drohn schien.
Weß Mund spricht aus der Gebährerinn Noth,
Der Verlaßnen von Göttern und Sterblichen ganz?
Und sodann, o Schmach! wie Verbrechen und Raub

Zu verleugnen Apolls heiligen Sprößling!
Kundige Felskluft, wo ich ihn hintrug,
Zu dem Lager, das erst ihm den Ursprung gab,
Schweigen und Finsterniß, Mitwisser allein!
Zeuget mein endlos wehklagendes Leid,
Ihr vernahmet es ja, da der Knabe nach mir
Ausstreckte die Händchen, begehrend die Brust,
Die auf immer von ihm grausam sich losriß.
Doch ließ ich ihn dort wie ein köstliches Pfand,
Nicht wie ein unnütz lästig Besitzthum,
Welches in Eil auf die Straße man hinwirft;
In die Windeln gehüllt, die ich emsig gestickt,
Oft sie mit Thränen genetzt bey der Arbeit.
Auch manch Kleinod legt' ich ihm bey noch,
Und die Schlangen von Gold, des erhabnen Geschlechts
Urkundliches Bild,
Die mich selbst ehmals in der Wiege bewacht.
Du aber, Apoll, hast ihn verwahrlost,
Undankbar dem liebenden Lager und mir,
Wie der rauhste Barbar nie hätte gethan;
Gabst Raubthieren des Waldes dein Kind
Und den Vögeln des Himmels zum Gastmahl,
Während du ruhig im heitern Olymp dort,
Knüpfend die traubigen Locken des Haupthaars,
Anstimmest der Cither geselliges Spiel,
Das melodische Herz mit Gesange dir labst,
Und der Musen unsterblichen Chor führst.
Noch nicht genug! Da lange kinderlos
Ich endlich den gerechten Stolz vergesse
Und dem Orakel nah' um Rath und Trost,
Beschließt der große Gott mich wegzuräumen,
Weil meine Gegenwart ihn hier beschämt.

Dem Gatten, dem ich duldend mich gesellt,
Weist er als Sohn zu seinen Tempeldiener
Den ich mit Wohlgefallen thöricht sah,
Der schmeichlerisch erst mein Vertraun entlockt.
Doch bald bestellt ihn Phöbus mir zum Mörder,
Und überläßt, wie ein zu kleines Ziel,
Die einst geliebte Brust dem falschen Knaben.
O allzu schmähliche Erniedrigung!
Bin ich nicht Einen deiner Pfeile werth?
Hier sitz' ich, biete deinem Zürnen Trotz:
Triff mich mit deinen blitzenden Geschossen
Erbarmungsvoll, und ende meine Qual!
Denn alles, was einst Niobe gefühlt,
Als du ein Volk von Kindern ihr erwürgt,
Und grausam auch nicht Eines übrig ließest,
Das fühl' ich um den Säugling, deinen Sohn.
Ach, dies zu denken, ist's, was mich versteinert!
Schon stockt der harte Marmor mir im Herzen,
Und wächst durch meine Glieder eisig fort.
Wenn ich den schnellen Tod vergeblich rufe,
Soll hier mein Auge diese Pforte hüten,
Als schaut' ich gegenüber dir ins Antlitz,
Bis ich ein Thränenvoller Fels geworden,
Zum Denkmahl deiner Liebe, deiner Lust!
(Sie sinkt in Ermattung.)

Zweyter Auftritt.

Kreusa. Pythia hervortretend unter dem Säulengange des Tempels.

Pythia.

Was hör' ich? Ja, die Hoffnung trog mich nicht,
Es wird mir Licht gewährt. Ich kann nicht zweifeln:

Sich ohne Zeugen wähnend, hat die Arme
Ihr Innres ohne Rückhalt offenbart.
Nun erst begreif' ich ganz des Spruches Sinn,
Durch mich ertheilt. Gesegnet diese Stunde,
Die alles freundlich löst! Ich geh', ich eile,
Das Denkmahl der Geburt des theuren Pfleglings
Herbeyzuhohlen, das die jetzt Erbitterten
Zum engsten Liebesbund vereinen wird.

(Ab.)

Dritter Auftritt.

Kreusa. Ion.

Ion.

Vergeblich alles! Jede schroffe Spitze
Hab' ich erklommen, stieg in jede Schluft hinab,
Kein zweifelhaft Gebüsch und Dickicht ließ
Ich undurchspäht: und nirgends ihre Spur!
Verschlang die Erde sie? hat sie verzweifelnd
Von des Parnassus Gipfeln sich gestürzt
In unermeßnen Abgrund? oder hat
Der Himmlischen mir einer die Verfolgung
Vereitelt, um die Straf' ihr abzuwenden? —
Doch seh' ich recht? So ists. — Kreusa, höre!
Dich ruf' ich, dich.

Kreusa (sich aufrichtend.)

Was soll ich noch vernehmen?

Ion.

Ich heiße diese Stätte dich verlassen.

Kreusa.

Als Schutzgenossinn faßt' ich den Altar.

Ion.

Erröthest du nicht vor des Tempels Stirn?

Kreusa.
Eh sollte Phöbus wohl vor mir erröthen.
Jon.
Du fügst zum Frevel noch den Uebermuth.
Kreusa.
Und dich verblendet unbelehrte Jugend.
Jon.
So jung ich bin, erkenn' ich doch das Recht.
Kreusa.
Denkst du an mir es durch Gewalt zu üben?
Jon.
Fort von geweihter Stätte, noch einmal!
Kreusa.
Nicht einem Knecht gehorcht die Königinn.
Jon.
Doch reinem Priesterwort die Mordbefleckte.
Kreusa.
Mit welchem Morde hätt' ich mich befleckt?
Jon.
Mit meinem, wandt' es anders nicht der Gott.
Kreusa.
Du siehst, er beut auch der Verfolgten Zuflucht.
Jon.
So willst du nicht freywillig sie verlassen?
Kreusa.
Heil oder Tod trifft mich entschlossen hier.
Jon.
Ich reiße dich mit stärkerm Arm herab.
Kreusa.
Wie schön der Tempeldiener seinen Herrn doch ehrt!
Jon.
Nun wohl: auch dort ereilet dich mein Pfeil.

Kreusa.

Der Fleh'nden Blut wird den Altar besudeln.

Jon.

Es wird ihm als willkommnes Opfer fließen.

Kreusa.

Ich bin bereit. Jetzt naht sich mein Verhängniß.
Lisch, Sonnenlicht, mir aus! Empfange mich,
Nie aufgehelltes Dunkel, Nacht des Erebus!
(Sie verhüllt sich.)

Jon.

Ihr, hohe Parzen, lenket meine Hand!
(Tritt zurück und legt einen Pfeil an den Bogen.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Pythia mit einer Dienerinn, die ihr einen Korb nachträgt.

Pythia (tritt zwischen sie).

Halt ein, verwegner Jüngling! Lehrt' ich so
Dich die Asyle deines Gottes ehren?

Jon.

Befreyn ja eben will ich dieses da
Von ihr, der Schuld'gen, die es frech entweiht.
Denn weilt sie hier, so zieht die blut'ge Spur
Stiefmütterlichen Mordes bald ihr nach,
Die Rache-Jungfrau'n aus der Nacht uraltem Reich,
Ein scheuslich Graun, in diesen lichten Hain.

Pythia.

Dir ziemt es nicht zu richten noch zu strafen,
Denn dich empört der Jugend heftig brausend Blut.
Dankopfer und Gelübde solltest du
Dem Sohn Latonens bringen, welcher dich,
Vorschauend, an des Orkus Thoren warnte,

Und denen, die dir feindliches ersannen,
Wer weiß, von welches Dämons Wahn besessen,
Die endlos nahmenlose Reu erspart.
Laß jetzt die Waffen, und dein wild Beginnen,
Und hör', da du nun bald aus Delphi wanderst,
Mein scheidend Wort, und nimm die letzte Gabe.
Bey diesem greisen längst verblichnen Haar!
Wie eine Mutter hab' ich dich vom Anfang
Geliebt, gepflegt, im Herzen dich getragen.
So hofft' ich auch als Sohn dich zu erwerben:
Das ist ja süßer Ehrenlohn der Aeltern,
Auch sterbend noch fortblühen sich zu sehn;
Der Tod kommt wie in Freundesnäh' ein Schlummer,
Wenn Kindeshand die müden Augen zudrückt.
Ich hoffte hier dich einem frommen Leben
Zu hinterlassen, wenn ich bald nun schiede;
Nicht einsam selbst nach dir zurückzubleiben.
Der Götter Rath beschloß es anders. Wohl!
Apoll, der stets dich väterlich versorgte,
Hat unter Sterblichen dir einen Vater
Nun zugewiesen, dem du folgen mußt.
Noch bist du mutterlos: drum siehe hier,
Was dir die Mutter finden helfen kann.
Bisher hielt ich es sorgsam dir verborgen,
Damit dich nicht ein unruhvoller Trieb
Auf blinde Abenteur ins Weite risse;
Auch bangend, das Geheimniß deiner Abkunft
Möcht' unerfreulich, heillos sich enthüllen.
Doch des Gebieters Wink vom Dreyfuß heißt
Auch diesen Zeichen einen Mund mich leihn:
Jetzt mögen sie dir sagen, was sie können.
Da nimm das Körbchen zur Begleitung mit
Auf deinen Weg, worin ich erst dich fand,

Sammt allem, was es köstliches enthielt:
Dich, einzig Kleinod, nahm ich nur heraus.

(Die Dienerinn setzt das Körbchen vor Ion nieder.)

Ion.

Wie dank' ich dir, du Segenspenderinn?
Was du mir weise vorenthalten, Pythia,
Gewährst du gütig, da die Zeit gekommen.
O süße Wiege! kleiner Nachen du,
Worin ich, auf des Lebens wüsten Meeren
Bewußtlos ausgesetzt, umhergeschwankt,
Wie einer, der vom Schiffbruch kaum sich rettet!
Seh' ich dich wieder? bist du's wahrhaft auch?
Ich grüße dich mit liebevollen Augen,
Die über dir von milder Ahndung thaun:
Denn Bürge bist du mir und Pfand, daß ich
Nun meine Mutter bald umarmen werde.
Ich muß den Deckel heben, um von innen
Dich zu betrachten. Sieh, da sind die Windeln,

(Er kniet hinter den Korb, und nimmt die beschriebnen Sachen heraus.)

Die meine schwachen Glieder erst umhüllt.
So zart von weiblich kluger Hand gestickt!
Ein Zeichen, daß, die mich gebar, die Müh
Nicht schonte, mich zu pflegen, wenn sie nur gedurft.
Ihr seyd mir theurer, kindische Gewänder,
Als Gold durchwirkter Purpur, den fortan
Ich als der Sohn des Herrschers tragen soll.
Was find' ich hier? Geschmeide, Perlen, Spangen,
Wie königliche Jungfraun sie besitzen.
So reich war sie, und doch so unbeglückt,
Gezwungen ihren Erstling auszustoßen!
Da hier ein Oelzweig; wie? was deutet der
Wohl anders als die Herkunft aus Athen,

Der ölbekränzten Stadt der hohen Pallas?
Und frisch noch, nach so viel verfloßnen Jahren?
Von welchem Wunderbaum ward er gepflückt?
Zwey goldne Schlangen endlich hier, beweglich
Geringelt, gleich als wenn sie Leben hätten:
Was muß ich denken, und wie löst sich dies?
Hört' ich nicht erst, im Erechthiden-Stamm
Sey's Sitte, die den Kindern beyzulegen?
Ich staun' und staun' und kann es nicht enträthseln.

Kreusa, die gegen das Ende der vorigen Rede aufmerksam geworden ist, sich entschleyert und aufgerichtet hat, stürzt sich vom Altar herunter in Jons Arme.

Mein Sohn! mein Sohn!

Jon.

Wie ist mir? du, Kreusa?

Kreusa.

Sieh deine Mutter, Jon.

Jon.

Ja, du bists.

Kreusa.

Mein und Apollo's Sohn!

Jon.

O hohes Wunder!

Kreusa.

O Wonn' und Jubel!

Jon.

Freudenreiches Licht!

Kreusa.

Ich halte dich, du lebst.

Jon.

Fand ich dich wirklich?

Kreusa.

Dir wollt' ich einen Todesbecher reichen!

Jon.

Nach diesem Busen hat mein Pfeil gezielt!

Kreusa.

Kannst du mir je verzeihn?

Jon.

Ach süße Mutter!

Kreusa.

Fast nahm ich dir zum zweyten Mal das Leben.

Jon.

Du gabst es mir, und, was ich bin, ist dein.

Kreusa.

Nun quillt die Lieb' in ungehemmten Strömen.

Jon.

Und hat des Zornes Gluthen längst gelöscht.

Kreusa.

Entzücken, unaussprechliches Entzücken!
Wie Lüfte der glückſel'gen Inseln haucht es
Um meine Brust, und hebt, und wiegt mich fort
In taumelnder Bezaubrung aller Sinne.
Bin ich es noch? Die schwer verworrnen Träume
Sind wie im Lethe weggespült, vergessen
Ist alles sonst, nur Eines halt ich fest:
Daß du mein Sohn, Apoll dein Vater ist.
Die so sich freut, muß meine Mutter seyn.
Ich glaub' auch, ja ich glaube stolz und kühn
Mich aus des Welterleuchters Lieb' entsprossen,
Zu dem stets kindlich mein Gemüth sich wandte,
Die Wolken durch, dem blauen Aether zu.
Doch wie es zuging, kann ich noch nicht fassen.
Hast du von einer Freundinn nicht erzählt,
Die aus Apollo's heimlicher Umarmung
Ein Kind empfangen, und es ausgesetzt?

Kreusa.

Die war ich selbst, versteckt mich dir verrathend,
Ich sprach mit dir von dir, und wußt' es nicht.

Pythia.

Ich war dir unvermuthet nah, Kreusa,
Als einsam du in schmerzlich Angedenken,
Und, wie verschmäht, in Klagen dich ergossest.
O hättest du dich früher einer Freundinn
Vertrauen mögen, die bejahrt und ruhig
Gern ein geängstet Herz der Last entledigt!
So hättest du in der Verblendung nicht
Die Nächsten dir entfremdet, und beynah
Um Ein Erröthen all dein Glück verscherzt.

Kreusa.

Dir unterwerf' ich willig meine Schuld:
Nicht bloß der Zukunft weise Deuterinn,
Ich seh' in dir die hohe Schicksals-Göttinn,
Die, was sie prophezeyet, selbst erfüllt.
Drum walte, Pythia, ferner über uns.

Pythia.

Sprich, denke von der Sterblichen mit Maß,
Die dadurch nur Unsterblichen sich nähert,
Daß sie in Demuth ganz dahin sich gibt.

Ion.

Wie ichs betrachten mag und drüber sinnen,
Stets mit der Freud' erneut das Wunder sich.
Wie kam mit mir dies Körbchen her nach Delphi,
Wenn du mich in Athen ans Licht gebarst?
Gabst du's vielleicht vertrauten Händen mit?

Kreusa.

Ich bracht' es selber in die Grotte Pans,
Empfahl es da der Obhut aller Götter,

Vor allen deines Vaters, der, so scheinst,
Von dort zu seiner Wohnung dich entrückte.

Jon.

Und wann geschah's, daß wir uns so verloren?

Kreusa.

Die vor'ge Nacht erfüllte sechzehn Jahr seitdem.

Jon.

So lang' ists grade, seit mich Pythia
Frühmorgens auf der Tempelschwelle fand.
So weit her kam ich in so kurzen Stunden!

Pythia.

Den Göttern, Kind, ist noch viel größres leicht.

Jon.

Allein, wenn mich Apollo zu sich nahm,
Und aufzog als den Seinen, ihm zum Dienst:
Wie führt er jetzt dem Xuthus mich entgegen,
Als dessen echten leiblichen Erzeugten?

Pythia.

Nicht trüglich war des Gottes Ausspruch, aber
Voreilig hat ihn Neigung mißgedeutet.
Er hieß den Gatten deiner wahren Mutter
Als Sohn dich nur erkennen, weil bey deiner
Geburt die Fackel Hymens nicht gestrahlt,
Auf daß dir ein Geschlecht und Erbtheil würde;
Und Xuthus wünscht' und wähnte dich sein eigen.

Jon.

So laß uns, theure Mutter, zu ihm eilen,
Auch ihm zu lösen, was sich uns gelöst.
Ich bin nun Euer beyder: dein geboren,
Und ihm geschenkt durch des Erzeugers Wahl.
Ich, der ich wider Willen euch entzweyt,
Muß euch zur schönsten Eintracht neu vereinen.

Kreusa.

Mit nichten, holder Knabe! Hoffe nicht
Das auszugleichen, was unheilbar ist.
Ich habe dich, du wirst von mir nicht lassen,
Und nimmer kehr' ich zum Gemahl zurück.
Dich zu verderben strebt' ich Rasende,
Da du, mir fremd, von ihm entsprossen schienst;
Nun da sichs wendet, und ans Licht hervortritt,
Daß ich dich zwar Verlornen heimlich hatte,
Nicht kinderlos zuvor, bey ihm es blieb,
Und des vertrauten Betts Genossenschaft
Seit der Vermählung so viel Jahre täuschte:
Wie kann ich Xuthus Antlitz je noch sehn
Ohn' unauslöschlich brennendes Erröthen?

Jon.

Weh mir! So schämst du mein, des Armen, dich

Kreusa.

Du, Götterjüngling, bist mein Stolz und Ruhm?
Der sterbliche Gemahl beschämt mich nur.
Schon der Gedanke ist mir unerträglich.
O laßt uns fliehen, eh' er uns überrascht.

Jon.

Wohin entfliehn?

Kreusa.

Fort zu entfernten Städten.

Jon.

Dein Vaterland, den Thron willst du verlassen,
Bedürftig, hülflos, in die Fremde wandern?

Kreusa.

Du bist mir Reichthum, bist mir Heimath nun,
Bist mir des Erichthonius Heldenhaus
Und aller schutzverwandten Götter Tempel.
Mit dir bedarf ich keines andern Glücks.

Pythia.

Zum zweyten Male, Königinn Athens,
Reißt heute schon Verblendung, und der Eifer
Des stolz mißtrauenden Gemüths dich fort.
Die besten Gaben, hast du selbst erfahren,
Verkehrt ein Sinn, der sie nicht still empfängt.
Es wird dich, mir zu folgen, nicht gereun.
Wenn du dich mit dem Sohn vom Gatten wendest,
Verschmähst du ihn nicht bloß, du lehnst dich auf
Des Gottes deutlich kund gegebnem Willen.
Er hieß den König selbst ja seinen Jon
An Sohnes Statt aufnehmen in Eu'r Haus,
Um Euer aller Bündniß zu begründen.

Kreusa.

Doch wird mir Xuthus glauben, dieser Jüngling
Sey wahrhaft aus Olympischem Geblüt?
Und daß ich nicht die ird'sche Schuld zum Wunder
Jetzt zu verklären suche? Hab' ich doch
Kein andres Zeugniß als die eignen Schwüre.

Pythia.

Er wird gewiß. Die wundervolle Rettung
Des Säuglings; seine Pfleg' im Heiligthum;
Apollo's Sorg' und Obhut, die, entlassend,
Ihn einem edlen Vater übergab;
Eur Wiederfinden, Eur Erkennen, hier
Am selben Ort, der Jons erstes Loos bestimmt,
Wie vor des Gottes huldgesenktem Antlitz;
Und selbst der Zeiten Kreislauf, dieser Tag:
Das alles spricht mit vieler Zeugen Mund.
Wohl nichts von solchem schnellen Wechsel ahndend,
Wird Xuthus die erkohrnen Bürger Delphi's
Noch eifernd, wie er drohte, rufen zum Gericht.

Geh, Jon, such' ihn auf: erzähl' ihm alles,
Wie sichs begeben, und bered' ihn her.
Wir wollen die Versöhnung dann vollenden.
Indeß erhole du, Kreusa, dich
Von Leid erschüttert und gewalt'ger Lust.

(Alle ab.)

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt

Jon. Xuthus.

Jon.

So ist es, theurer Vater, wie ich sagte:
Du weißt den Hergang nun der ganzen Sache.

Xuthus.

Sehr wunderbares muß ich da vernehmen,
Fürwahr! Allein auf deinen Lippen wohnt
Die offne Redlichkeit, du kannst nicht lügen;
Du glaubst an die unglaubliche Verknüpfung:
Doch weißt du, ob nicht Trug sie dir gewebt?
In höchst gelegnem Augenblick erschienen
Die Zeichen deiner Herkunft: konnten sie
Nicht vorbereitet seyn, um deinen Zorn,
Wie Zauberlieder zu besänftigen,
Und dich, Sirenengleich, an ein Gestade
Verderblich falscher Liebe hinzulocken?

Jon.

Es hat sie Pythia verwahrt. Du wolltest
An Lügenkünsten die mitschuldig achten,
Durch deren Mund Apollo Wahrheit redet?

Xuthus.

Die Priesterinn hat mit beredten Worten

Sich für Kreusa's Rettung erst verwandt.
Doch richt' ich nicht; schon kommen Delphi's Aelteste
Zusammen, diese mögen das entscheiden.

Jon.

O nein, nicht so, mein Vater und mein Fürst
Was zwischen dir allein und deiner Gattinn
In stiller Traulichkeit und ohne fremde
Dazwischenkunft geschlichtet werden muß,
Das ziemt sich nicht vor ein Gericht zu stellen.
Entlaß es gleich, wenn du mich irgend liebst.

Xuthus.

Mir schenkte das Orakel dich zum Sohn,
Und scheinst du gleich abtrünnig fast geworden,
Will ich doch gern mich väterlich beweisen.
Dies ist der Erstling deiner Bitten, Kind,
Die darfs du nicht vergeblich thun. Es sey.

Jon.

Begnad'ge denn auch jenen greisen Knecht,
Den treuen Kindheitspfleger des Erechtheus,
Den bloß Verblendung feindlich mir gemacht.
Entlad' ihn deines Zorns und seiner Fesseln.

Xuthus.

Ein großes Wunder, wahrlich! ist geschehn,
Was es auch sey: denn völlig umgewandelt
Erkenn' ich dich nicht mehr. Ich glaubt' in dir
Vorhin des eignen Blutes Art zu sehn,
Ein königlich Gemüth und tapfern Trieb.
Nun bist du voll unmännlichen Erbarmens,
Wie ein von Weibern auferzogner Knabe.
Ich achte den für einen wackern Mann,
Der seinen Freunden wohlzuthun versteht,
Doch Feinden Böses vielfach auch vergilt.

Wohl! mir geliebt es, thöricht seyn mit dir:
Er lebe den, ihn strafe seine Schmach.
Nur andre Schenken wollen wir bestellen,
Er bleibe stets von unsern Bechern fern.

Jon.

Du spottest. Xuthus, über mein Begehren.
Doch laß mich fragen, ists nicht auch zuweilen
Mannhafter Seelen werth, enthüllte Tücken
Mit Gleichmuth übersehn, vergessen, die
Ohnmächtig an uns abgeglitten sind?
Der Gott gab selber uns der Großmuth Wink,
Da er vorbeugend seine Boten sandte,
Daß der Versuch nicht bis zur That gedieh.

Xuthus.

Der Götterwinke priesterliche Kunde
Mag Jon besser wohl als ich verstehn.
Von Sterblichen genügt dir überhaupt
Kein Vorbild mehr; du strebst nun einzig, uns
Des Latoniden Abglanz darzustellen.

Jon.

Bist du nicht auch Olympiern verwandt?
O bey dem Zeus, der deinen Vater zeugte,
Der gern die Gäst' und Fremdlinge geleitet,
Wie ich, ein Gast, zu dir hintreten soll!
Nein, stoße mich nicht von dir, bester Vater!
Ich lasse nimmer ab: denn das Orakel
Gab ja nur darum mich zu eigen dir,
Daß ich dir nach und deinen Thaten eifre,
Die durch die Welt des Ruhmes Fittig trägt.
So leite denn mich, väterlich gesinnt,
Und lehr' mich Herrscher seyn und Held wie du.

Xuthus.

Du ehrst die Abkunft, wessen du auch seyst,

Mein wackrer Jon; denn wie bildsam Wachs
Soll in des weisern Alters Hand die Jugend
Sich fügen, bis sie sich herausgestaltet,
Und felsenfest in Männerkraft nun dasteht.
So ward die Vorwelt groß: sie schreibt uns vor
Die Väter achten. Einen solchen Jüngling
Wie dich wünsch' ich zum Sohn mir oder keinen,
Er sey nun leiblich oder angenommen.
Laß küssend mich von neuem segnen deine Stirn.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Pythia.

Pythia.

Ja, dieser Anblick ist mir festlich werth;
Ich sehe, mein geliebter Zögling fand
Nicht bloß des Vaters Nahmen, auch sein Herz,
Und bin getröstet, daß er von mir geht.
O König! eine düstre Wolke hatte
Sich um uns her gelagert, doch sie hat
In Blitzen ausgewittert, die nicht trafen,
Und heiter ist der Himmel wie zuvor.

Xuthus.

Spurlos vergehn die neblichten Gebilde
Von ird'schem Ursprung an des Aethers ew'gem Blau,
Doch unverwüstbar ist nicht das Gemüth;
Wenn fremder Leidenschaft geschwollner Strom
In des Wohlwollens fruchtbare Gefilde
Feindselig einbricht, so zerreißt er sie
Mit tiefen Furchen, die sich nimmer ebnen.
Wie kann ich es Kreusen je vergessen,
Was sie getrachtet wider diesen Knaben,

Als er nur mein und nicht der ihre schien?
Jetzt, da sichs ganz verschieden offenbart,
Steh' ich ihr gegenüber, wie sie mir vorhin,
Stiefvater ihres zugebrachten Kindes;
Und muß sie gleiches nicht von mir besorgen?

Pythia.

Dein Edelmuth verbürgt ihr, daß du nicht
Den Liebling, den wie eine Himmelsgabe
Du von Beginn dir angeeignet hast,
Der Mutter Schuld entgelten lassen wirst.
Und wenn du deren noch gedenken magst,
So denk auch, daß ein flücht'ger Wahnsinn sie
Ergriffen hatte, daß sie in dem Ausspruch,
Der ihr den längst vermißten Sohn zurück
Durch deine Hände schonend reichte, nur
Getäuschte Hoffnung und Verzweiflung sah.
Ihr Glück lag ihr zu nah, es wahrzunehmen,
So schwärmte sie in ferner Uebel Furcht.
Auch was Trophonius geweissagt, hat
Sie irr geleitet: denn ihr Argwohn deutete
Das Unheil auf den dir verliehnen Knaben,
Was über sich sie selbst herbey nun zog.
Du, ruhiger und weiser, wirst nicht Recht
Zum zweyten Mal dem finstern Seher geben,
Indem du dich von deiner Gattinn wendest,
Und Zwietracht nährst, und so dein Haus zerrüttest.

Xuthus.

Wahr ists, wenn ich in mir herauf sie rufe,
Die Bilder, welche mich in jener Höhle
Lichtlosen Blitzen gleich umgaukelt haben,
Erkenn' ich wohl, was sie mir angekündigt,
Und seh' es schon erfüllt. Ein Jüngling zielte
Nach eines Weibes Brust, doch schoß er nicht;

Des Argwohns Nattern, die ein liebend Paar
Umwanden, konnten wieder sich entwirren,
Wie diese ganze Schattenwelt zerfloß.
Nicht jenseits ihrer Deutung noch zu toben,
Verwarnt uns das: mit diesen leeren Schrecken
Wär' abgebüßt der Neid der Unterwelt,
Und des Besitzes Ruhe könnte nun
Beginnen. Aber unbefriedigt läßt
Mich das Orakel von sich, mir verlieh
Es nicht, was meine Frage bittend meynte.
Denn mit dem angenommnen Sohne noch
Bleib' ich ja Erb'- und Kinderlos, und Hellens
Geschlecht versiegt in mir, und Jovis Blut.

Pythia.

Einmal Verheißnes wieder zu verkünden,
Verschmähte wohl der zuverläß'ge Gott,
Doch ist es dein, wenn du es nicht vereitelst.
Er hieß fortan dich dankbar ehren, wer
Des Sohnes holde Gabe dir verliehn.
Das zogst du auf den Seher selbst; es galt,
Wie nun sichs offenbart, der Mutter, die,
Zwar furchtsam schweigend, dir ihn zugebracht.
Vorbeugend sprach Apollo's Huld, damit
Nicht seiner frühen Liebe spät enthüllte Frucht
Dein und Kreusens Bündniß stören möchte,
Auf welchem jene schöne Hoffnung ruht.

Xuthus.

Ein leichtes Spielwerk, seh' ich, sind wir Sterblichen
Dem Doppelsinn der Göttersprüche nur.
Sie auszulegen ziemt wohl der Prophetinn,
Doch, Pythia, du schmeichelst mir zu viel.
Denn wird Erechtheus Tochter, die Genossinn
Des Delphiers, nun anerkannt von ihm,

Noch nach dem irdischen Gemahle fragen,
Das altgewohnte Lager nicht verschmähn?
Es blüht ein Sprößling ja den Erechthiden,
Dem Thron des heiligen Athen ein Erbe;
Und unwillkommne Nebenbuhler nur
Könnt' unsre Ehe diesem Erstling schaffen.

P y t h i a.

Wie fern ist solcher Uebermuth von ihr!
Sie fühlt ein innig Unrecht gegen dich,
Im langen Schweigen der Vergangenheit,
Und in den wilden Thaten dieses Tages.
Du stehst als Sieger rein und ruhmvoll da,
Wenn du des Zornes Regung nur bezähmst,
Ein edler Mann nutzt nicht die Uebermacht,
Noch tiefer ein beschämtes Weib zu beugen.

X u t h u s.

Wo weilt sie aber? Sie vermeidet mich.

P y t h i a.

Sie zögert bangend, bis sie erst vernommen,
Was meine Red' auf dein Gemüth vermocht,
Und, irr' ich nicht, ist sie uns nahe Zeuginn.

D r i t t e r A u f t r i t t.

D i e V o r i g e n, K r e u s a.

K r e u s a wirft sich vor Xuthus nieder, mit der Linken seine Knie umfassend, die Rechte gegen sein Kinn erhoben.

Mein königlicher Gatte, kannst du mir
Verzeihn, daß ich ein hoffnungslos Geheimniß
(So schien es mir) mit dem verschwundnen Säugling
Vor dir in Schweigen und des Orkus Nacht begrub?
Ach es vergessen konnt' ich nimmer doch,

Und sechzehn Jahr beklemmt es meine Brust,
Bis heute, da ein mißverstandner Ausspruch
Der Hoffnung letzte Stütze mir entzog,
Es über mich hereinbrach, wie ein fallend Haus,
Daß ich, vernichtend, zu vergehn beschloß,
Und mich den Furien ganz zum Raube gab.
Für mich begehr' ich nichts, für Jon einzig
Das Wiederkehren deiner Freundlichkeit.
Gewähre denn mir Frieden, daß wir nicht
Sein Herz entzweyn, wenn er uns feindlich sieht,
Dir angehörig durch des Gottes Willen,
Mir durch des mütterlichen Schooßes Recht.

Xuthus.

Steh auf, Kreusa! Königinn, steh auf,
Und kenne besser mich! Nicht jugendlich
Von heftig unbedachtem Muth getrieben,
Lehn' ich dem waltenden Geschick mich auf,
Noch mag ich rechten mit der Götter Thun.
Ich glaube deinem Wort, daß unser Liebling
Des Latoniden echt Erzeugter sey:
Doch das genügt nur mir, ihn zu erkennen.
Gäb' uns ein sichtbar Zeichen der Olymp,
Das der erstaunten Welt den Zweifel nähme,
So wollt' ich diesen Tag zum zweyten Mal
Als Fest begehn, der nah verwandte Gott
Würd' unsern Bund verjüngen, höher weihn;
Ein neuer, jubellauter Hymenäus
Sollt' angestimmt uns werden, und ich führte
In bräutlich frohem Pompe nach Athen dich heim.

Kreusa.

Nicht eiteln Ruhmes halb, um vor den Menschen
Zu prangen in dem Kranz der Götterwahl,
Den langes Leid um meine Stirn gewelkt,

Um deinetwillen wünsch' ich solch ein Zeichen,
Doch darf ich es nicht hoffen; denn Apoll,
Deß ich mich lang geschämt, schämt wohl sich meiner.
Drum laß dir gnügen: die allmächt'ge Liebe,
Die mich in diesem Jüngling neu gebiert,
Und mit ergebnem Sinn wie nie zuvor
Dir, seinem zweyten Vater, hin mich gibt,
Beweise dir, es sey ein göttlich Pfand.

Jon.

O Wonn' und Segen, Ihr geliebten Aeltern,
Zum erstenmal gemeinsam mir begrüßt!
Kreusa! Xuthus! fehlt nur das, den schönsten
Verein Euch zu vollenden, und mein Heil?
Wohlan! es hebt und schwellt ein reges Hoffen,
Begeistrung athmend, dies mein junges Herz:
Ich bitte dreist, was zweifelnd Ihr begehrt.
O du, der dieses Tempels Räum' erfüllt
Mit unsichtbarer hehrer Gegenwart,
Und droben himmelwandelnd, herrlich strahlt,
Und nimmer fern ist, und mein Flehn vernimmt!
Schon da ich bildlich nur dich Vater nannte,
Sehnt' ich mich oft, dein Antlitz einst zu sehn,
Ich wandte wie der Sonnenblume Kelch
Mich ahndungsvoll zu deinem ew'gen Licht.
Jetzt bitt' ich heißer, brünstiger und kühner;
Ich maße mir nicht an wie Phäthon
Die Flammenross' am Firmament zu lenken,
Verkennend mein Vermögen und mein sterblich Loos:
Der Lieb' Erwiedrung fodr' ich kindlich nur,
Und meines Ursprungs himmlische Gewißheit.
O bey der Süßigkeit des Vaternahmens!
Gib mir dein Anschaun, wenn du mich erzeugt.

(Donner und Blitz).

Pythia.

Mein Jon, welch Erkühnen! Aber wie?
Der Boden scheint zu beben, und mit Stamm
Und Laub und Aesten wankt der heil'ge Lorbeer,
Es blitzt, ein Schein vergoldet rings den Hain:
Ja die Erhörung naht sich: zaget nicht!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Apollo erscheint in der Pforte des Tempels.

Apollo.

Her komm' ich von Olympus wonnelichtem Saal,
Wo mich inmitten ew'gen Musen-Chorgesangs,
Fernher umsäuselt deine Sehnsucht, lieber Sohn.
Mein bist du, das betheur' ich, nicht beym schwarzen Styx,
Bey meiner Roßhufquelle Silbersprudeln dir.
Drum schau ins Antlitz kühn mir, wie des Adlers Sohn
Den jungen Fittig gleich der Sonn' entgegen schwingt,
Und dieser Leyer unverstimmbar reinen Klang,
Hall' ihn in deines Lebens Harmonien nach. —
Empfang' ihn du, Kreusa, wohl bewahrt zurück,
Der schönen Lust Andenken, die mich noch entzückt,
Denn unvergänglich ist der Dank der Himmlischen.
Flicht, lang noch blühend, um dein glorreich Diadem
Lorbeer zusammen mit des Oelbaums eignem Laub.
Du, Xuthus, wirst das holde Lager nicht verschmähn
Ob meiner offenbarer Vorgenossenschaft.

Gottgleiche Schönheit lockte Götter oft ja schon
Zu nahn in Liebe; so entsproß Heroenkraft.
Sey Jons Vater, wie dein Ahn Deukalion
Mit Zeus gemeinsam Vater deines Vaters hieß.
Eh' das Gestirn den Jahres-Umlauf noch vollbringt,
Trägt einen Zweyten Sprößling deiner Gattinn Schooß,
Den nenn' Achäus: hochgewaltig wird sein Ruhm
In Pelops Eiland; unsers Erstlings Nahm' und Volk
Soll aus Athen aufblühen weit nach Asien.
Nun feyert mit Päanen dieses Tages Rest,
Und kehret friedeselig morgen alle heim.
Gedenkt, mir gastbefreundet, fern an Delphi noch,
Der Sonnumstrahlten Erde Mittelsitz und Thron.

(Der Vorhang fällt unter Donner und Blitz.)

E n d e.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph <<von>>,

Ueber das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur

Wien 1825

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Enc 124 -24
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11245361-0